

Jörg Baberowski

**Die letzte Fahrt des Zaren**

Unverkäufliches, unkorrigiertes Leseexemplar

Jegliche Form der Berichterstattung vor

Ablauf der Sperrfrist am

20. März 2025

ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung

des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Mit 13 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info(at)beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks  
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Die Isaakskathedrale und das bronzene Reiterstandbild  
des Zaren Peter des Großen in Sankt Petersburg, ca. 1900,

© akg-images, Berlin

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nr. 258575



klimateutral produziert  
www.chbeck.de / nachhaltig  
produktsicherheit.beck.de

Jörg Baberowski

# Die letzte Fahrt des Zaren

*Als das alte Rußland unterging*

C.H.Beck

## Über das Buch

**E**nde Februar 1917: In den Palästen Petrograds wird getanzt und in den Opern gesungen, während sich auf den Straßen die Proteste ausweiten und die staatliche Ordnung in Bedrängnis gerät. Doch weil der Innenminister glaubt, alles im Griff zu haben, verläßt der Zar mit seinem glamourösen Hofzug die Hauptstadt. Er sollte sie nie wieder betreten, denn jetzt beschleunigen sich die Ereignisse. In einem alles mitreißenden Strudel geht das Zarenreich unter, und mit ihm alle Alternativen, die Russland in eine andere Zukunft geführt hätten. Manchmal verdichtet sich die Weltgeschichte in wenigen Tagen und einzelnen Personen. So war es im Februar 1917, als der Zar in den Zug stieg und in Petrograd die Revolution ausbrach.

Jörg Baberowski ist ein großartiger Erzähler, der diesen welthistorischen Moment in einzigartiger Weise einfängt und nacherlebbar macht: Die letzte Woche des Zarenreichs so lebensnah, als säße man im Kino. Er fängt die Dynamik des Moments auf grandiose Weise ein und zeigt, wie eine scheinbar festgefügte Ordnung in wenigen Tagen zusammenfällt, wenn die handelnden Personen nicht mehr wissen, worauf sie beruht und von der Macht keinen Gebrauch machen. Baberowski zeichnet bestechende Porträts und schildert die Ereignisse so, als wäre man mitten im Geschehen. Er zeigt aber auch, dass alles anders hätte kommen können, wenn der Zar, seine Minister und Generale verstanden hätten, was um sie herum geschah. So ist dieses Buch auch eine Reflektion über die Grundlagen der Macht und die Herrschaft des Zufalls.

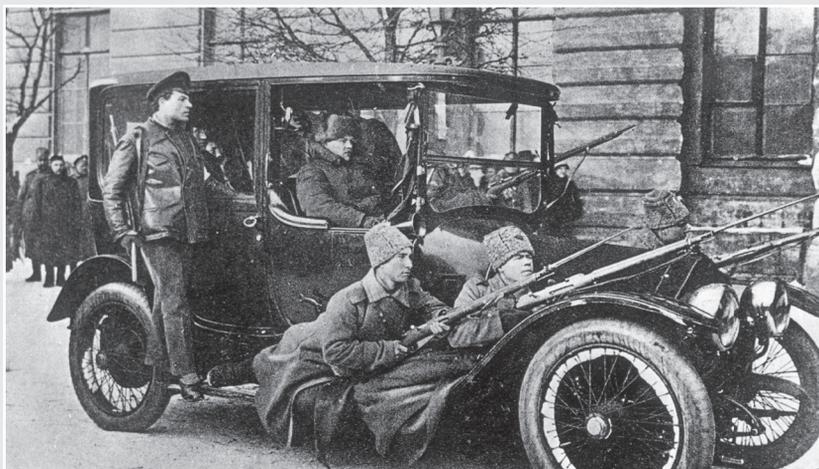


© Guido Werner

**Jörg Baberowski** ist Professor für die Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin und Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze zur russischen und sowjetischen Geschichte. 2012 erhielt er für sein Werk «Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt» den Preis der Leipziger Buchmesse. Bei C.H.Beck sind von ihm lieferbar: «Der Sinn der Geschichte» (<sup>3</sup>2014), «Verbrannte Erde» (t2022) und «Der sterbliche Gott» (2024).

«Jörg Baberowski ist ein begnadeter Erzähler.»

Ulrich M. Schmid, Neue Zürcher Zeitung



*Soldaten auf einem konfiszierten Automobil, 28. Februar 1917*



*Pawel Miljukow (1859–1943), Historiker, Vorsitzender der liberalen Partei der Konstitutionellen Demokraten, Abgeordneter der IV. Duma, erster Außenminister der Provisorischen Regierung*



*Alexander Gutschkow (1862–1936), Abgeordneter der rechtsliberalen Partei der Oktobristen, Vorsitzender des Kriegs-Industrie-Komitees und erster Kriegsminister der Provisorischen Regierung*



*Barrikaden auf dem Liteiny-Prospekt, 27. Februar 1917*



*Michail Alexejew (1857–1918), Generalstabschef der russischen Armee 1915–1917*



*Nikolai Russki, (1854–1918), General, Oberbefehlshaber der Nordfront in Pskow*



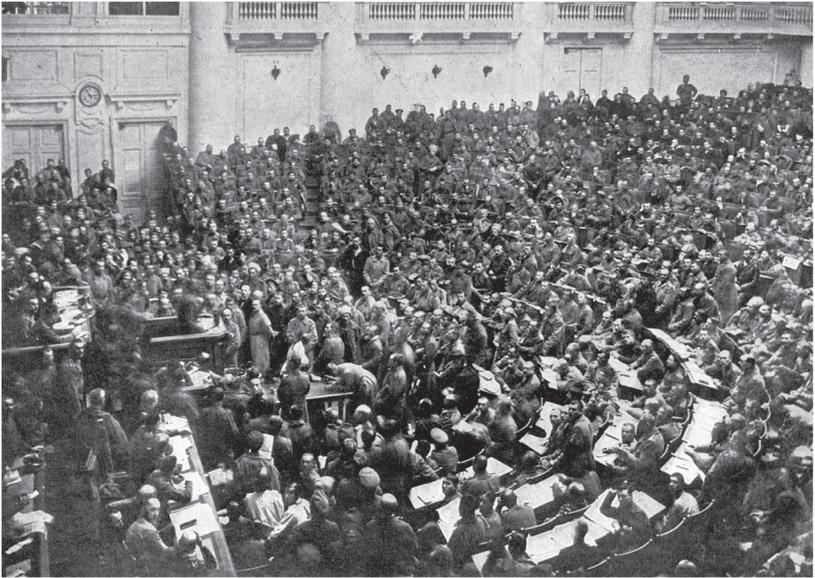
*Sergei Prokofjew (1891–1953),  
russischer Pianist und Komponist*



*Lawr Kornilow (1870–1918), General,  
Generalstabschef der russischen Armee  
und führender Kopf der Gegenrevolution  
im August 1917*



*Nikolai II. nach der Abdankung im Park  
von Zarskoje Selo, März 1917*



*Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrates in Petrograd*



*Nikolai II. mit Sohn und Töchtern vor dem Hofzug, März 1914*

## Inhalt

- 00           **Prolog**
- 00       **I. Vor dem Sturm**
- 00       **II. Der Zar fährt ins Hauptquartier:**  
*Mittwoch, 22. Februar 1917*
- 00       **III. Der Protest beginnt: Donnerstag, 23. Februar 1917**
- 00       **IV. Der Aufruhr erreicht die Innenstadt:**  
*Freitag, 24. Februar 1917*
- 00       **V. Die Gewalt eskaliert: Samstag, 25. Februar 1917**
- 00       **VI. Der Zar läßt schießen:**  
*Sonntag, 26. Februar 1917*
- 000       **VII. Meuterei: Montag, 27. Februar 1917**
- 000       **VIII. Über den Rubikon: Dienstag, 28. Februar 1917**
- 000       **IX. Die Irrfahrt des Zaren: Mittwoch, 1. März 1917**
- 000       **X. Eine neue Regierung:**  
*Mittwoch/Donnerstag, 1./2. März 1917*
- 000       **XI. Die Abdankung: Donnerstag, 2. März 1917**
- 000       **XII. Das Ende: Freitag, 3. März 1917**
- 000       **XIII. Abschied von der alten Ordnung:**  
*3.–9. März 1917*

- 000 XIV. Dem Abgrund entgegen
- 000 XV. Abspann: Was danach geschieht
- 
- 000 XVI. Anmerkungen
- 000 XVII. Literaturverzeichnis
- 000 XVIII. Personenregister



## I.

### Vor dem Sturm

In den letzten Januartagen des Jahres 1917 reist der junge Sergei Prokofjew, das Wunderkind der russischen Musik, nach Saratow, einer Provinzhauptstadt an der Wolga. Er spielt vor großem Publikum, und, wie stets, berauscht er sich an seinem eigenen Auftritt, den er auch jetzt wieder für unerreicht hält. Überhaupt interessiert sich der exzentrische Komponist nur für die Welt der Musik, das Alltagsgeschehen nimmt er nicht wahr. Was geht ihn die Politik an, die in diesen Tagen so viele Menschen beschäftigt? Warum soll er sich mit Fragen befassen, von denen er nichts versteht, die ihn nichts angehen, die ihn doch nur davon abhalten, seiner Leidenschaft für die Musik freien Lauf zu lassen? Jedes Regime, das ihn in Ruhe lasse, wird er später einmal sagen, sei ihm recht, solange er komponieren könne, was er wolle. Prokofjew ist ein Künstler, der für nichts anderes lebt als für die Musik. Aber er teilt diese Einstellung zum Leben mit Millionen anderer Menschen, die nichts anderes im Sinn haben, als ihr Leben in der Balance zu halten. Sie wissen von den Ereignissen an der Front, von der monströsen Gewalt, die millionenfach erlitten wird, sie spüren, daß sich die Lebensbedingungen verschlechtern und die Stimmung sich verdüstert. Aber sie versuchen, die dunklen Seiten des Lebens zu verdrängen. An eine Revolution denken sie ebenso wenig wie der junge Komponist, der von keinem anderen Gedanken getrieben ist, als so schnell wie möglich nach Moskau und von dort nach Petrograd zu gelangen. Denn sein Publikum wartet auch dort schon auf ihn. Wenn doch nur dieser lästige Schneefall nicht wäre, der nicht aufhören will

und der die Schienenwege verstopft, auf denen er durch Rußland reist!<sup>1</sup>

Der Schneefall ist nicht die einzige Sorge, die Rußland in Atem hält. Maurice Paléologue, der französische Botschafter, meldet in diesen Tagen nach Paris, daß in Petrograd, der Hauptstadt des Zarenreiches, die vor dem Krieg noch Sankt Petersburg hieß, eine Versorgungs-krise ausgebrochen sei, weil die Eisenbahn den Belastungen nicht mehr gewachsen ist, die die Witterung ihr auferlegt. Aus der weit entfernten Ukraine muß das Getreide in den Norden des Landes geschafft werden. Das aber scheint nicht mehr zu gelingen, obgleich die Regierung die Anweisung erteilt hat, Lokomotiven und Waggons zu requirieren. Selbst in den Dörfern lassen sich keine Männer mehr finden, die Schienenwege von den Schneemassen befreien. Das Verkehrsnetz ist überlastet, viele Züge fallen aus oder bleiben liegen. Die Hauptstadt wird schon seit Tagen nicht mehr mit Getreide, Mehl und Fleisch beliefert, in vielen Bäckereien fallen die Öfen aus, weil der Brennstoff zur Neige geht. Der Botschafter wundert sich über die Gleichgültigkeit der herrschenden Eliten. Sehen sie denn nicht, daß sich die Auslagen in den Geschäften leeren, spüren sich nicht, was auf dem Spiel steht? Wie soll man mit solchen Verbündeten einen Krieg gewinnen?<sup>2</sup>

Auf den Straßen der Hauptstadt stehen Frauen in langen Schlangen vor den Bäckereien. Es sind die Armen, die besonders unter der Krise zu leiden haben. Sie können es sich nicht leisten, Dienstboten damit zu beauftragen, für sie einzukaufen, wie es in den wohlhabenden Familien üblich ist. Die Stimmung verdüstert sich, aufgestaute Wut drängt zur Entladung, überall ist diese Atmosphäre nun zu spüren. Alexander Rittich, der Landwirtschaftsminister, steht unter den Abgeordneten des Parlaments im Ruf, ein kluger und umsichtiger Mann zu sein. Er tut, was er kann, aber er trifft auch eine verhängnisvolle Entscheidung. Als er die Depots anweist, den Bäckereien nur eine bestimmte Menge Mehl zuzuteilen, unterläßt er es, diese Anordnung mit der Einführung von Lebensmittelmarken zu verbinden. Und so löst er den Ansturm auf die Läden erst aus, den er eigentlich unterbinden will.<sup>3</sup> Die Geheimpolizei ist über den Unmut, der auf den Straßen herrscht, sehr gut unterrichtet. Gerüchte verbreiten sich in den Schlan-

gen, die sich vor den Läden gebildet haben. Die einen erwarten eine Revolution, die anderen fürchten, die Regierung könne eine Terrorherrschaft errichten. Konstantin Globatschew, der Leiter der Ochrana in Petrograd, warnt den Innenminister am 26. Januar vor den liberalen Politikern, die sich bereits darauf vorbereiteten, sich in den Besitz der Ministersessel zu bringen. Im Februar, unmittelbar vor dem Ausbruch der Unruhen, berichten die Agenten der Ochrana auch über die Wut, die sich auf den Straßen entlädt. Ein kleiner Funke werde genügen, teilen die Informanten mit, um alles ins Brand zu setzen.<sup>4</sup>

Davon aber will Alexander Protopopow, der Innenminister, ein schlanker Mann mit feinen Gesichtszügen und einem an den Enden gewirbelten Schnurrbart, nichts hören. Seit September 1916 ist er, ein Abgeordneter, der sich der rechtsliberalen Fraktion der Oktobristen im Parlament verbunden fühlt, im Amt. Die liberalen Abgeordneten verstehen die Ernennung Protopopows, der einmal einer der Ihren war, als Kampfansage des Herrscherhauses. Der Minister gilt ihnen als psychisch instabil und eitel, als einer, der nur auf seinen Ruhm bedacht ist. Mit ihm wollen sie nicht kooperieren.<sup>5</sup> Und bald schon stellt sich heraus, wie recht sie mit ihrer Vermutung haben. Der Minister erscheint in der Uniform eines Gendarmerie-Generals in der Duma, trägt Stiefel mit Sporen und heftet sich ein Komthur-Kreuz an den Kragen. Auch sonst verhält sich Protopopow auffällig, umgibt sich mit Spiritisten und Kartenlesern, die ihm die Zukunft vorhersagen. Manche sagen, er leide an den Spätfolgen einer Syphilis, die er sich vor Jahren zugezogen hat. Eine Witzfigur als Hüter des Gesetzes.<sup>6</sup> Zar Nikolai II. aber hält an seinem Innenminister fest, dessen Höflichkeit und Stilsicherheit auf höfischem Parkett ihm gefällt und weil auch Alexandra, seine Ehefrau, ihm dazu rät. Ihr hat er noch nie widersprochen.

So verhält er sich auch gegenüber den Vorsitzenden des Ministerrates, die zwar nur die Rolle von Conferenciers am Kabinetttisch spielen, aber immerhin die Regierung vertreten und direkten Zugang zum Hof haben. Im Januar beruft der Zar den 67-jährigen Fürsten Nikolai Golizyn auf diesen Posten, einen Mann aus altem Adel, der, wie der Dichter und Chronist der Revolution Alexander Blok süffisant bemerkt, nur davon träumt, sich zu «erholen». Als der Zar ihm eröffnet,

daß er ihn zum Regierungschef ernennen wolle, gibt Golizyn zu bedenken, daß er von der Verwaltung der Staatsangelegenheiten nichts verstehe. Aber er wagt es nicht, dem Herrscher zu widersprechen, auch wenn ihm der Gedanke zuwider ist, seine Zeit damit zu verbringen, den «Pöbel» zu regieren, wie er das Volk verächtlich nennt. Nikolai hat für die Besetzung dieses Postens auch den ehemaligen Verkehrsminister Sergei Ruchlow in Erwägung gezogen. Nur spreche der Minister nicht Französisch, wie er zu Golizyn sagt. «Deshalb fiel meine Wahl auf Sie.»<sup>7</sup>

In der Umgebung des Zaren geben Schmeichler und Intriganten den Ton an: der vornehme, exzentrische Minister des Hofes, Graf Woldemar von Fredericks (eigentlich Graf Adolf Andreas Woldemar von Fréedéricksz), ein Aristokrat des 19. Jahrhunderts, der das Parlament für eine geschmacklose Verirrung anmaßender Parvenues hält, der eitle und korrupte Chef der Palastwache, Wladimir Wojekow, der ein eigenes Mineralwasser vertreibt und sich schamlos bereichert, die Adjutanten Graf Alexander Grabbe und Konstantin Nilow, ein ehemaliger Admiral, Grobian und Alkoholiker, die den Zaren auf Schritt und Tritt begleiten, ihn von der Außenwelt abschirmen und ihm alle Informationen vorenthalten, die ihn beunruhigen könnten. In den letzten Jahren hat sich der Zar aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und im Alexander-Palast von Zarskoje Selo außerhalb Petrograds Zuflucht gesucht, um dort ein abgeschiedenes Privatleben als Familienvater zu führen. Aber die Abschottung erzeugt erst die Intrigen, denen er aus dem Weg gehen will. Denn die Minister sind nur dem Zaren gegenüber verantwortlich. Es gibt weder einen Ministerpräsidenten mit Richtlinienkompetenz noch Kabinettsdisziplin. Jeder verfährt in seinem Ressort, wie es ihm gefällt und kein Reformvorhaben passiert die gesetzgebenden Institutionen ohne die Zustimmung des Herrschers. Wer sein Ohr nicht erreicht, wird es kaum weit bringen.<sup>8</sup> In den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges aber hat sich der Korridor zum Machthaber verengt, kaum noch jemand wird zu ihm vorgelassen. Nur unter diesen Bedingungen konnte es einem Scharlatan wie dem Wunderheiler Grigori Rasputin und all den Schmeichlern und Intriganten überhaupt gelingen, sich am Hof Gehör zu verschaffen und Einfluß auf die

Regierungsgeschäfte zu nehmen. Nikolai II. ist willenlos, entscheidungs- schwach, stets ordnet er sich seiner Frau und seinen Verwandten unter. Nicht auf Argumente kommt es an, um ihn zu überzeugen, sondern auf den Zeitpunkt, an dem sie vorgetragen werden. Denn immer wieder stimmt der Zar dem zuletzt Gesagten zu. Er glaubt, das Vermächtnis seines resoluten und starken Vaters erfüllen zu müssen, aber für die Rolle des Autokraten ist er nicht gemacht. Und wenn er einmal eine Entscheidung trifft, richtet er Unheil an. Gegen den Rat seiner Minister und seiner Mutter übernimmt er im August 1915 den Oberbefehl über die Streitkräfte, und er schickt den bisherigen Oberkommandierenden, seinen energischen Onkel, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, als Statthalter nach Tiflis. Nun wird er selbst für alle Niederlagen verantwortlich gemacht, die russische Armeen noch erleiden müssen. Auf dem Thron des Selbstherrschers ist der weltabgewandte, höfliche und schüchterne Mann eine Fehlbesetzung.<sup>9</sup>

Seit August 1914 befindet sich das Zarenreich in einem Krieg, auf den es nicht vorbereitet und dem es nicht gewachsen ist. Hunderttausende Soldaten sind in den Schlachten gegen Deutsche, Österreicher und Türken sinnlos geopfert worden, weil die Generäle sich nur auf den Frontalangriff verstehen, ihre Soldaten rücksichtslos in den Tod schicken. Hunderttausende sind in Gefangenschaft geraten. Schon im zweiten Kriegsjahr ist das Offizierskorps nicht mehr wiederzuerkennen. Die adligen Berufssoldaten sind gefallen, ihr Nachwuchs rekrutiert sich aus bäuerlichem Aufsteigermilieu. Es sind die desillusionierten Unteroffiziere und Fähnriche, die der Revolution jenen Rückenwind geben werden, den sie braucht, um sich durchzusetzen. Auch erschüttern Unruhen und Pogrome das Imperium. Denn die Generäle, denen der Zar auch die zivile Befehlsgewalt über alle Territorien westlich des Dnjepr übertragen hat, verwandeln die Frontgebiete in staatenloses Niemandland, in dem sie nach Belieben schalten und walten. Juden und Deutsche werden aus ihren Dörfern in der Ukraine vertrieben, hunderttausende Bauern fluten mit den geschlagenen Armeen nach Osten. Bevor die Soldaten abziehen, vernichten sie Felder und Dörfer, hinterlassen verbrannte Erde. In den Städten drängen sich Arbeiter und Flüchtlinge, die um Wohnraum und Lebensmittel miteinander

konkurrieren, die Inflation verschlingt das Vermögen der Wohlhabenden, die Armen hungern, weil die Versorgung der Armee Vorrang vor den Bedürfnissen der städtischen Bevölkerung hat.<sup>10</sup>

Im Herbst 1915 erteilt Kriegsminister Alexei Poliwanow die verhängnisvolle Anordnung, hunderttausende Reservisten in den Kasernen der großen Städte zu konzentrieren, um sie von dort aus gefechtsbereit an die Front zu schicken. Mehr als 100 000 Soldaten befinden sich im Februar in Petrograd und warten auf ihren Einsatz an der Front.<sup>11</sup> Untätig sitzen die Soldaten auf den Pritschen in ihren Stuben, wo die Offiziere sie dem Trübsinn des Kasernenlebens überlassen. Man weiß nicht, was schlimmer ist: das Leben in der Etappe oder der Kugelhagel, der einen erwartet, wenn man an die Front geschickt wird. Die Reservisten beschäftigt nur ein Gedanke: wie sie es anstellen können, so schnell wie möglich wieder nach Hause geschickt zu werden, und sie werden von Aufrührern, die sich Zugang zu den Soldaten verschaffen, ermuntert, ihren Unmut zum Ausdruck zu bringen.<sup>12</sup> Im Angesicht der kolossalen Verluste, die die russischen Armeen an der Front erleiden, klingt der Patriotismus der Dumapolitiker wie Hohn in den Ohren der Soldaten. Der Stumpfsinn des Kasernenlebens und die Furcht vor dem sinnlosen Tod in den Schützengräben nimmt die Soldaten mehr für die Revolte ein als das Gerede über verlorene Schlachten und den angeblichen Verrat der Minister an der Heimat, über den im Parlament unentwegt gesprochen wird. Denn es ist nicht ihr Krieg, der auf den Schlachtfeldern Galiziens und Weißrußlands ausgefochten wird. Sie haben ihn nicht gewollt. Sollen die Offiziere doch selbst erleiden, was sie ihren Soldaten abverlangen!<sup>13</sup>

Am 3. Februar 1917, drei Wochen vor dem Ausbruch der Unruhen, die der Revolution die Tür öffnen, entzieht Protopopow dem Oberbefehlshaber der Nordfront, General Nikolai Russki, das Kommando über die Hauptstadt und legt es in die Hände Sergei Chabalows, eines Schreibtischoffiziers aus Ossetien, der an der Akademie des Generalstabs lehrt. Protopopow ist eifersüchtig, er gönnt den Frontgenerälen keinen Triumph, schon gar nicht in der Hauptstadt, die er unter seiner Kontrolle behalten will. Dafür ist ihm jedes Mittel recht.<sup>14</sup> Chabalow ist zwar ein gehorsamer Stadtkommandant, aber im Gegensatz zu

Russki, der im Fronteinsatz ist, weiß er nicht, was er mit der ihm übertragenen Macht anfangen soll. Er teilt die Hauptstadt in Distrikte ein und überträgt das Kommando über die innere Sicherheit Armeeoffizieren, die sich auf die Bekämpfung von Unruhen überhaupt nicht verstehen. Auf den Einsatz von Schußwaffen sollen Polizisten und Soldaten verzichten, ordnet Chabalow an. Denn sobald die Brücken blockiert seien, die die Innenstadt mit den Außenbezirken verbinden, werde sich die Menge wieder zerstreuen. Es ist alles ganz einfach, denkt er. Man sperrt die Arbeiter aus und sorgt dafür, daß sie die Bürger im Zentrum der Stadt nicht länger belästigen. Aber er verschwendet keinen Gedanken auf die Frage, wie ausgerechnet Reservisten, die noch niemals im Einsatz gewesen sind, die Ordnung in der Hauptstadt aufrechterhalten sollen.<sup>15</sup>

Am 18. Februar legen zehntausende Beschäftigte der Putilow-Werke die Arbeit nieder, verlangen die Auszahlung höherer Löhne. Die Direktion aber läßt sich nicht erpressen und sperrt die streikenden Arbeiter aus. Und so wächst das Heer der Unzufriedenen, die mit sich selbst nichts anzufangen wissen. Niemand erkennt die Gefahr, die sich aus der Massierung rebellischer Arbeiter in der Hauptstadt ergibt. Der Innenminister und sein General stellen sich selbst alle Fallen, in die sie wenig später hineinlaufen werden.<sup>16</sup> In der gleichen Woche, am 14. Februar nimmt die Duma, das Parlament, ihre Sitzungen wieder auf, aus allen Regionen des Zarenreiches treffen die Abgeordneten in Petrograd ein, und Protopopow fürchtet schon, die Parlamentarier könnten in Versuchung geraten, sich mit dem Protest von Revolutionären und streikenden Arbeitern zu verbinden. In den Kasernen werden Patronen an die Soldaten ausgegeben, der Ernstfall beschworen, obwohl die Offiziere im Zweifel sind, ob sie den Reservisten trauen können, die, wenn sie die Wahl hätten, lieber auf Polizisten als auf Arbeiter schössen.<sup>17</sup> Protopopow aber versichert dem Zaren, daß kein Grund zur Besorgnis bestehe.

Nikolai II., der seinem Innenminister aufs Wort glaubt, sagt in diesen Tagen zu Michail Rodsjanko, dem gutmütigen, schwergewichtigen Parlamentspräsidenten, daß er die Duma auflösen werde, sollte sie sich mit revolutionärem Aufruhr einlassen.<sup>18</sup> Er hält es offenbar für undenk-

bar, daß sich das Parlament seinen Entscheidungen widersetzen könne. Rodsjanko, der am 10. Februar zum Rapport in Zarskoje Selo erscheint, beschwört den Zaren, sich von seinem Innenminister zu trennen. Es entfaltet sich ein Gespräch, in dessen Verlauf der Parlamentspräsident sehr deutlich wird. «Sie fordern die Entfernung Protopows», fragt der Zar erstaunt, und Rodsjanko antwortet ihm: «Ich fordere, Eure Majestät, früher habe ich gebeten, jetzt fordere ich.» Nikolai ist irritiert, aber Rodsjanko läßt sich nicht aufhalten. «Eure Majestät, retten Sie sich. Wir stehen vor großen Ereignissen, deren Ausgang wir nicht vorhersehen können. Das, was Ihre Regierung und Sie selbst tun, verärgert die Bevölkerung in einem solchen Maße, daß alles möglich ist.» Er habe die Regierung einem Hochstapler anvertraut. Er müsse handeln, denn Rußland stehe am Abgrund, und wenn er das Parlament auflöse, werde es zu einer Katastrophe kommen.<sup>19</sup>

Am nächsten Tag schon macht Nikolai Maklakow, der ehemalige ultrakonservative Innenminister, von dem sich der Zar im Sommer 1915 auf Anraten des Parlaments getrennt hat, seine Aufwartung im Palast. Immer noch übt Maklakow, Anführer der Reaktionäre im Staatsrat, der zweiten Kammer, einen unheilvollen Einfluß aus und versucht, den Zaren davon zu überzeugen, daß es besser sei, Rußland ohne Parlament zu regieren. Es komme darauf an, sagt er, die Macht in einer Hand zu konzentrieren und den inneren Feind zu beseitigen, damit der äußere besiegt werden könne. Er gibt ihm den Rat, die Duma aufzulösen und die Bürger erst im November 1917 wieder an die Urnen zu rufen. Der Zar schwankt, am Ende aber kann er sich zu einer solchen Entscheidung doch nicht durchringen. Vor Monaten schon hat er dem Vorsitzenden des Ministerrates eine von ihm unterschriebene Blankovollmacht überlassen, die es der Regierung jederzeit erlaubt, die Sitzungen der Duma zu unterbrechen oder das Parlament aufzulösen. Nun erinnert er Golizyn daran, daß er von dieser Vollmacht jederzeit Gebrauch machen könne. «Behalten Sie sie bei sich, und wenn es nötig ist, verwenden Sie sie.»<sup>20</sup>

Allem Verdruß zum Trotz will es die Opposition Ihrer Majestät, wie die Liberalen von den Radikalen verächtlich genannt werden, auf eine Konfrontation mit der Regierung gar nicht ankommen lassen. Sie

wären gern an der Macht beteiligt, weil sie glauben, besser zu wissen, wie Rußland regiert werden solle, aber von einer Revolution träumen ihre Repräsentanten, die sich im August 1915 in der Duma zu einem «Progressiven Block» zusammengeschlossen haben, nicht. Am Ende saßen sie im Gefängnis, und davon hätte doch wirklich niemand einen Gewinn. Und so verbreiten Alexander Gutschkow, der im Kriegs-Industriekomitee und im Städtebund die Versorgung der Streitkräfte mit Munition und Verpflegung organisiert, und Pawel Miljukow, der wortgewandte Historiker und unbestrittene Führer der Liberalen im Parlament, die Nachricht, daß Protopopow eine Revolution «künstlich» herbeiführen wolle, um sie dann, wie im Herbst 1905, mit Gewalt niederschlagen zu können. In diese Falle, schreibt Miljukow in der Zeitung «Retsch» (Die Rede) dürfe die Opposition nicht hineinlaufen. Unter gar keinen Umständen, rät er auch den Arbeitern, solle man den Aufrufen der Revolutionäre folgen und stattdessen zu Hause bleiben.<sup>21</sup>

Als die Abgeordneten der Duma am 14. Februar zu ihrer ersten Sitzung zusammenkommen, sind überall streikende Arbeiter auf den Straßen zu sehen, tausende drängen sich auf der Peterhof-Chaussee im Süden der Stadt, gelangen aber nicht ins Zentrum. Vor dem Parlament haben sich nur einige hundert Demonstranten versammelt. Zwar wird das Gerücht gestreut, der Sozialrevolutionär Alexander Kerenski habe im Parlament über die physische Beseitigung all jener gesprochen, die die Verantwortung für die Krise trügen. Golizyn verlangt von Rodsjanko, er möge ihm das Stenogramm der Sitzung schicken. Sonst aber geschieht nichts.<sup>22</sup> Miljukow ist erleichtert, daß niemand zum Sturz der Regierung aufruft, Gewaltexzesse ausbleiben und der Innenminister keine Gelegenheit erhält, der Opposition den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Selbst die Revolutionäre wissen um das Risiko, das sie eingehen würden, wenn sie alles auf eine Karte setzten. Seit der Zar der Opposition vor nunmehr zehn Jahren ein Parlament und eine Verfassung geschenkt hat, interessieren sich die Granden und Meisterdenker der Konstitutionellen Demokraten, Pawel Miljukow, Wladimir Nabokow, Pjotr Struwe und all die anderen Liberalen nicht mehr für den Protest der Arbeiter und ihrer Repräsentanten. Und was können die Sozialisten ohne die Unterstützung der liberalen Honoratioren schon

tun? Wer kennt Alexander Schljapnikow, Wjatscheslaw Molotow oder Kusma Gwosdjow, die Mitglieder der lokalen Parteikomitees? Viele haben von ihnen noch nie gehört. Lenin, das «Artilleriegeschütz» der Revolution, wie Schljapnikow ihn nennt, lebt im fernen Zürich. «Wir, die Alten, werden die Revolution nicht mehr erleben», sagt er zu Nadjeschda, seiner Frau. Ohne ihn aber wollen seine Anhänger, die in den Komitees das Alltagsgeschäft der Agitation verrichten, den alles entscheidenden Schritt nicht wagen.<sup>23</sup>

Im Ausland streiten Viktor Tschernow und Nikolai Awksentjew, die Anführer der Sozialrevolutionäre, über die Frage, ob die Beteiligung Rußlands am Weltkrieg zu begrüßen sei oder abgelehnt werden müsse. Aber in der Heimat interessiert sich kaum jemand für die Debatten weltfremder Intellektueller, die gar nicht wissen, wonach Arbeitern und Soldaten der Sinn steht. Niemand glaubt, daß der Protest, der sich auf den Straßen zeigt, die alte Ordnung zum Einsturz bringen werde. Sergei Maslowski, ein Offizier und literarisch gebildeter Essayist aus den Reihen der Sozialrevolutionäre, der sich Mstislawski nennt und in der Garnison von Petrograd seinen Dienst verrichtet, hält es für vollkommen ausgeschlossen, daß sich die Staatsgewalt aus der Balance bringen lasse. Wie auch seine Parteifreunde richtet er sich auf weitere Jahre im Untergrund ein. Wohin könnte man sonst schon gehen? Die Reservisten, die in den Kasernen Trübsal blasen, sind unzufrieden mit ihrem Leben, sie hassen die Polizisten, die sich dem Wehrdienst entziehen, ihnen, den Soldaten aber das Leben verderben. Eigentlich wollen sie nur ein wenig Krawall, auf sich aufmerksam machen. Für die Debatten in der Duma und die revolutionären Ansprachen der Sozialisten interessieren sie sich nicht.<sup>24</sup> Vor Liberalen und Revolutionären, die zwar unentwegt reden, deren Worten aber keine Taten folgen, fürchtet sich kein Innenminister. An die Schalthebel der Macht werden diese Schwätzer, wie nicht nur Protopopow glaubt, niemals gelangen. Die Beamten gehen weiterhin jeden Morgen zum Dienst in ihre Behörden, versorgen sich mit dem neuesten Klatsch des Tages und vergnügen sich am Abend in den Theatern und Restaurants der Hauptstadt. Sie wissen nicht, daß sie auf einem Vulkan tanzen, dessen brodelnde Lava sich jederzeit über ihnen ergießen und sie verschlingen könnte.

Auch im Palast von Zarskoje Selo, der sich in einer großen Parkanlage, 25 Kilometer südlich von der Hauptstadt, befindet, verläuft das Leben in den gewohnten Bahnen. Von den Abgeordneten der Duma, die sich zu ihrer konstituierenden Sitzung versammeln, nimmt der Zar keine Notiz. Die Brotproteste scheinen ihn nicht weiter zu berühren. Vor einigen Tagen hat sich Alexei, der zwölfjährige Thronfolger, beim Spiel mit anderen Kindern angesteckt und ist an einem grippalen Infekt erkrankt. Auch seine Schwestern Tatjana und Olga müssen das Bett hüten. Der Zar selbst hat sich in den letzten Tagen einen Schnupfen zugezogen. Es ist nicht zu übersehen, wie sehr ihm das Wohl seiner Töchter und seines Sohnes am Herzen liegt und wie wenig ihn die politischen Fragen beschäftigen, die das gebildete Publikum in der Hauptstadt aufwühlen. Was geht ihn die Empörung irgendwelcher Politiker an, denkt er, die er gar nicht kennt und die ihn nicht einmal interessieren? In seinem Tagebuch vermerkt er das übliche Einerlei: ein Gebet, ein Besuch im Kinderzimmer, ein langer Spaziergang, Mitteilungen über das Wetter. Vom Parlament ist nicht die Rede.<sup>25</sup>

Am 22. Februar ist Alexander Spiridowitsch, der Stadthauptmann von Jalta und ehemalige Kommandant der kaiserlichen Palastwache, zu Gast im Haus Pjotr Sekretews, eines Generals, der den Fuhrpark und die Automobilschule des russischen Heeres kommandiert. Zur Abendgesellschaft gehören auch Sergei Fjodorow, der Leibarzt des Zaren, der ehemalige Direktor des Polizeidepartements, Stepan Belezki, und Senator Sergei Tregubow. Die Herren trinken Wein, rauchen Zigarren, amüsieren sich über Abgeordnete der Duma, die angeblich Listen führen, auf denen alle Personen verzeichnet sind, die nach der Revolution verhaftet werden sollen. Sekretow verachtet die Dilettanten, die im Parlament das große Wort führen. Auch ihre Namen, sagt er zu seinen Gästen, stünden auf den Listen, das wisse er aus sicherer Quelle. Aber wer fürchte sich schon vor Leuten wie Nikolai Nekrassow, der, wie alle anderen Liberalen auch, ein Hasenfuß sei. Er, Sekretow, werde, wenn es zum Äußersten kommen solle, seine Lastwagen mit Maschinengewehren ausstatten und auf die Straße hinausschicken. Dann lacht der General, füllt die Gläser seiner Gäste. Fjodorow pafft grinsend

eine Zigarre und auch Belezki ist gut aufgelegt. Männer von begrenztem Verstand, die sich entspannt in ihre Sessel zurücklehnen, weil sie glauben, sich und ihre Umgebung unter Kontrolle zu haben.<sup>26</sup> Wenige Tage später werden sie vom Leben widerlegt.

## II.

### Der Zar fährt ins Hauptquartier:

*Mittwoch, 22. Februar 1917*

Im Alexander-Palast von Zarskoje Selo herrscht Aufbruchstimmung. Diener laufen durch die Korridore und tragen Koffer hinaus, wo sie in Kutschen verstaut werden, die vor der Auffahrt warten. Der Zar bereitet sich auf seine Abreise nach Mogiljow vor, wo sich das Hauptquartier der russischen Streitkräfte befindet, zu dessen Oberbefehlshaber er sich im August 1915 selbst ernannt hat. Nikolai glaubt, daß der Chef des Generalstabs, Michail Alexejew, ein Mann, der aus bescheidenen Verhältnissen stammt und sich durch außergewöhnliche Leistungen an die Spitze der militärischen Hierarchie emporgearbeitet hat, ihn dort erwartet. In Wahrheit aber ist der Zar eine Belastung für die Generalstabsoffiziere, weil er von der Strategie des Krieges nichts versteht und die Generäle, die mit ihm die Mahlzeiten einnehmen und das Hofleben teilen müssen, von ihrer Arbeit abhält.<sup>1</sup> Nicht nur die Höflinge fragen sich, warum der Zar ausgerechnet jetzt nach Mogiljow fahren will und ob er gut beraten ist, im Angesicht der angespannten Situation die Hauptstadt zu verlassen. Gerüchte verbreiten sich, daß Verschwörer die Zarin töten wollen. Alexander Spiridowitsch, der ehemalige Palastkommandant und Stadthauptmann von Jalta, ein einflußreicher Mann mit guten Verbindungen zur Geheimpolizei, unterhält sich in diesen Tagen mit Höflingen, mit denen er bekannt ist und fragt sie, warum der Zar unbedingt ins Hauptquartier fahren wolle, wenn er sich doch auch in der Hauptstadt nützlich

machen könne. Aber Nikolai zieht es vor, dorthin zu fahren, wo ihn niemand braucht.<sup>2</sup>

In der unmittelbaren Umgebung des Zaren herrscht dennoch eine ausgelassene Stimmung, weil sich die Höflinge über die Abwechslung freuen, die mit der Reise verbunden ist und sie von der Langeweile des Palastalltags befreit. Wojekow, der lieber unterwegs ist, als seine Tage in Zarskoje Selo zu verbringen, bestärkt den Zaren deshalb in seinem Vorhaben. Der Innenminister habe ihm versichert, sagt er, daß keinerlei Unruhen zu befürchten seien, er sich also getrost ins Hauptquartier begeben könne. Am 21. Februar erscheint Protopopow selbst im Palast, um dem Zaren die beruhigende Nachricht zu überbringen, daß die Ordnung in seinen Händen gut aufgehoben sei.<sup>3</sup> Auch im Gefolge hält es niemand für möglich, daß die Herrschaft auf dem Spiel stehen könnte. Dmitri Dubenski, Chronist und Hofhistoriker, der den Zaren seit 1914 auf all seinen Reisen begleitet, ist vollkommen arglos, als er den Zug nach Mogiljow besteigt. Zu seiner Frau und seinen Kindern sagt er vor der Abreise, daß es keinen Grund zur Beunruhigung gebe. Schon bald werde er wohlbehalten wieder zu Hause sein.<sup>4</sup>

Am Nachmittag des 22. Februar verlassen zwei identisch aussehende Züge, die sich aus je sechs blau lackierten Waggonen zusammensetzen und das Wappen des Herrscherhauses tragen, den Bahnhof von Zarskoje Selo. Aus Furcht vor Anschlägen wird nicht mitgeteilt, welcher Zug vorausfährt. Heute ist es der kaiserliche Zug, der dem Gefolge hinterherrollt. Um 15 Uhr setzt sich die Entourage in Bewegung. Zu ihr gehören der Kommandeur des kaiserlichen Eisenbahnregiments, Sergei Zabel, der Zeremonienmeister Baron Rudolf von Stackelberg, der Hofhistoriker Dubenski, Beamte des Hofministeriums und Ingenieure der Eisenbahn. Eine Stunde später besteigt der Zar seinen eigenen Zug, der mit einem geräumigen Schlafzimmer und einem Büro ausgestattet ist, in dem ein Schreibtisch und bequeme Sessel stehen. In unmittelbarer Nachbarschaft befinden sich die Abteile von Fredericks und Wojekow, des Chefs der Hofkanzlei, Kirill Naryschkin, des Leibarztes Sergei Fjodorow und der Flügeladjutanten Graf Alexander Grabbe, Nikolai Leichtenbergski (eigentlich: Herzog Nikolaus von Leuchtenberg), Anatoli Mordwinow und Konstantin Nilow. Der mit

grünen Seidentapeten ausgeschlagene Salonwagen dient dem Zaren während seiner Reise als Besprechungsraum. Tagsüber stehen vor dem Eingang zum Speisewagen zwei hochgewachsene, auffallend schöne Kosaken, die den Herrscher auch sonst überallhin begleiten.<sup>5</sup>

Niemals weicht der Zar von der täglichen Routine des Hofes ab, auch nicht auf Reisen: Frühstück, Mittagessen und Abendessen in immer gleicher Gesellschaft, die Lektüre von Depeschen und Telegrammen. Am Abend spielt er im Salonwagen Domino mit Nilow, Grabbe und Mordwinow. Nikolai II. schätzt es nicht, wenn in seiner Gegenwart über politische Fragen gesprochen wird. Niemand soll erfahren, was er selbst für bedenkenswert hält, denn nur so gelingt es, glaubt er, all die Intriganten gegeneinander auszuspielen, die auf ihn einreden, und sie im Ungewissen darüber zu lassen, welche Entscheidung er treffen könnte. Der Zar ist ein unpolitischer Herrscher. Für strategische Fragen interessiert er sich nicht, er stellt sich die Politik als Verlängerung seines privaten Haushaltes vor. Alle Höflinge und Minister wissen, daß sie an der kaiserlichen Tafel das Wort nur ergreifen dürfen, wenn der Herrscher es ihnen erteilt. Niemals spricht Nikolai über den politischen Alltag, unangenehme Nachrichten will er nicht hören. Allen Konflikten geht er stets aus dem Weg, weil er ihnen ohnehin nicht gewachsen wäre, wie er selbst weiß. Und so ziehen es auch die Gefolgsleute vor, zu schweigen.<sup>6</sup>

Es ist noch hell, als der Zug des Zaren von Zarskoje Selo langsam nach Süden fährt. Rußland zeigt sich jenseits der Metropole von seiner stillen Seite. Wiesen und Wälder liegen im Nebel, und langsam gleitet der kaiserliche Zug durch die schneebedeckte Landschaft. Vom Krieg und seinen Folgen ist nichts zu sehen und zu spüren. In Rschew, Wjasma und Smolensk stehen Menschen auf dem Bahnsteig, sie lüften ihre Hüte, winken und rufen dem Zaren ein donnerndes Hurra entgegen. Gewöhnlich hält der Zug an den wichtigsten Stationen, und der Zar geht auf den Bahnsteig hinaus, um die zu seinen Ehren versammelten Honoratioren zu begrüßen. Nun aber zieht er es vor, im Waggon zu bleiben, weil ihm die Erkältung zusetzt, die er sich vor Tagen zugezogen hat. Bevor er sich am Abend des 22. Februar früher als sonst zu Bett legt, vertraut er seinem Tagebuch an, was er offenbar für

bemerkenswert hält und deshalb in Erinnerung behalten möchte. «Der Tag war sonnig, frostig. Ich las, ich langweilte mich und ruhte mich aus. Wegen des Hustens ging ich nicht nach draußen.»<sup>7</sup> Am nächsten Morgen um 9 Uhr, der Zug passiert gerade den Bahnhof von Smolensk, wacht Nikolai auf. Er vertreibt sich die verbleibende Zeit damit, das Buch eines französischen Autors über die Eroberung Galliens durch Julius Cäsar zu lesen. Wenige Stunden später trifft er in Mogiljow ein.<sup>8</sup>

### III.

#### Der Protest beginnt:

*Donnerstag, 23. Februar 1917*

Am frühen Morgen des 23. Februar entlädt sich der aufgestaute Zorn in lautem Protest. Im Wyborger Stadtbezirk versammeln sich junge Männer und Frauen auf den Straßen und schreien ihre Wut heraus, ihnen schließen sich nach und nach Arbeiter an, die ihre Werkbänke verlassen und zu den Fabriken ziehen, in denen die Maschinen ihren Betrieb noch nicht eingestellt haben. Nicht alle tun es freiwillig. Demonstranten werfen mit Steinen auf Fabrikture, riegeeln die Werkstätten ab, drohen Streikbrechern Gewalt an. Stunde um Stunde wächst die Zahl der Frauen und Männer, die sich in den Protestzug einreihen, der sich über die großen Straßen ergießt, bald sind es mehr als 70 000. Zur Mittagszeit spricht sich auch in den benachbarten Bezirken herum, was sich auf der Wyborger Seite zuträgt.<sup>1</sup> Und nun strömt die Masse auf die Liteiny-Brücke zu, die über die Newa in die Innenstadt führt. In den Industrievierteln bleiben Arbeiter mit ihrer Wut unter sich. Deshalb wollen sie sich jetzt im Zentrum hörbar und sichtbar machen, am feinen Newski-Prospekt und in seinen Nebenstraßen, wo die wohlhabenden Bürger und die Beamten des Staates wohnen. Die Gesellschaft von Besitz und Bildung soll die Wut der Arbeiter zu spüren bekommen. Darauf aber ist die Polizei vorbereitet. Sie holt Männer aus den Straßenbahnen, die durch schmutzige und schwielige Hände auffallen und nachlässig gekleidet sind und schickt sie zurück auf die andere Seite der Newa. Schon am Vormittag riegeeln Polizisten

die Liteiny-Brücke ab und drängen die Demonstranten zurück, einigen gelingt es jedoch, sich über die Troitzki-Brücke und über die zugefrorene Newa bis zum Snamenskaja-Platz am oberen Newski-Prospekt durchzuschlagen.<sup>2</sup> Auf dem Liteiny- und dem Suworow-Prospekt blockieren Demonstranten die Schienenwege und zwingen Straßenbahnfahrer, ihnen die Zündschlüssel auszuhändigen. Sie werfen sie in den Fluss. Die Menge schleudert Steine auf Polizisten, eine Straßenbahn wird in Brand gesetzt, eine Bank überfallen. Auf dem Bolschoi-Prospekt plündert die Menge eine Bäckerei.<sup>3</sup> Am Nachmittag begibt sich Louis de Robien, ein Mitarbeiter der französischen Botschaft, zu einem Spaziergang auf den Newski-Prospekt. Beunruhigt ist er nicht. Er trifft auf eine kleine Gruppe von Demonstranten, die von Polizisten eingekreist werden. «Alles ist vollkommen ruhig und die Passanten schauen sie amüsiert an.»<sup>4</sup>

Nicht überall geht es so friedlich zu. An der Kasaner Kathedrale treffen Demonstranten und eine Kosakeneinheit aufeinander, und für einen Augenblick sieht es so aus, als sei das Ende der Proteste nur eine Frage der Zeit. Denn gegen die Kosaken wird sich die unbewaffnete und unorganisierte Menge nicht behaupten können, wie jeder weiß. Zufällig fährt Alexander Balk, der Stadthauptmann von Petrograd, mit seinem Auto an der Kathedrale vorbei, er steigt aus und fordert den Kommandeur einer Kosakenschwadron auf, die Menge sofort auseinanderzutreiben. Die Kosaken setzen sich in Bewegung, in fliehendem Galopp reiten sie die Straße hinab, aber sie drosseln plötzlich das Tempo und drehen ab, noch bevor sie die Menge erreichen. Balk kann nicht glauben, was er sieht. Er erinnert sich noch an das Jahr 1905, als die Peitschen der Prätorianergarde das Regime vor dem Untergang bewahrten. Und nun verweigern die Kosaken zum ersten Mal einen Befehl.<sup>5</sup> In der Nähe des Anitschkow-Palastes an der Fontanka schreit ein Offizier Befehle heraus, aber er wird von der Menge einfach ausgelacht, die spürt, daß sie sich vor Männern wie ihm nicht länger fürchten muß. Auf den Straßen herrscht eine ausgelassene, geradezu fröhliche Stimmung. An manchen Kreuzungen mischen sich Kosaken unter die Passanten, die das Geschehen beobachten und unterhalten sich mit ihnen. Ein Abgeordneter der Konstitutionellen Demokraten,

der zufällig Zeuge dieser Szene wird, erfaßt sofort, daß hier etwas geschieht, was sich in die gewohnten Kategorien nicht einfügen läßt. All das, schreibt er später, wäre zuvor undenkbar gewesen. Am Abend des 23. Februar findet er dafür noch keine Erklärung. Vielleicht ist es Zufall, daß die Kosaken den Gehorsam verweigern. Was immer es auch gewesen sein mag: Die Unentschlossenheit der Staatsgewalt spricht sich herum, sie nimmt den Unzufriedenen die Furcht und läßt sie die Straße als einen Ort sehen, der ihnen gehört.<sup>6</sup>

Die Abgeordneten in der Duma sind von den Unruhen ebenso überrascht worden wie die Regierung. Aber sie können sich über den Unmut nicht einfach hinwegsetzen, auch wenn sie selbst nicht wissen, wie die Versorgungskrise zu bewältigen ist. Im Plenum des Parlaments entbrennt am Nachmittag eine leidenschaftliche Debatte über die Versäumnisse der Regierung. Rittich, der Landwirtschaftsminister, versucht, sich Gehör zu verschaffen, bricht seine Rede aber ab, weil ihn die Abgeordneten durch laute Zurufe zum Schweigen bringen und mit Vorwürfen überhäufen. Wieder einmal glaubt die Opposition, daß ihre Stunde gekommen ist. Die Versorgungskrise, ruft der liberale Abgeordnete Alexander Schingarjow, sei überhaupt erst durch die Inkompetenz der Regierung verursacht worden, von einer «Diktatur der Dummheit, einer Dummheit, die den Staat in der Stunde der größten Gefahr ruiniert», wie er hinzufügt, obwohl doch jedermann weiß, daß der Landwirtschaftsminister für den Brotmangel nicht verantwortlich gemacht werden kann.<sup>7</sup>

Matwei Skobelew, der zur Fraktion der Menschewiki gehört, jener sozialdemokratischen Gruppierung, die sich vor nunmehr fünfzehn Jahren im Streit von Lenin und seinen radikalen Bolschewiki getrennt hat, spricht von «unglücklichen, halbverhungerten Kindern und ihren Müttern», die in langen Schlangen vor den Brotläden stünden, nur um dort zu erfahren, daß die Vorräte aufgebraucht seien. In manchen Gouvernements seien schon Fälle von Skorbut registriert worden. Wie alle Sozialisten denkt auch Skobelew in historischen Analogien. Was er auf den Straßen sieht, erinnert ihn an die Anfänge der Französischen Revolution. Wer wisse denn nicht, ruft er, daß der französische König

einst von der herrschenden Klasse beseitigt worden sei, die den Dilettantismus und die Unfähigkeit der Regierung nicht mehr ertragen können. Für den Hungertod Tausender sei die Regierung am Ende «grausam bestraft» worden. Skobelew ist klug genug, die Grenze nicht zu überschreiten, die Kritik vom Aufruhr trennt. Er spricht über Ludwig XVI., nicht über Nikolai II. Und auch der Sozialrevolutionär Alexander Kerenski, das rhetorische Sturmgeschütz des Parlaments, dessen theatralische Posen und hysterische Reden ihm landesweit Popularität verschafft haben, will es nicht zum Äußersten kommen lassen. «Wir verlangen», ruft der kleine, drahtige Advokat mit dem Bürstenhaarschnitt und den verkniffenen Augen den Ministern zu, die auf der Regierungsbank sitzen, «daß Sie sich unverzüglich von Ihren Plätzen entfernen.» Aber Kerenski, der sonst seiner Leidenschaft freien Lauf läßt, spürt in diesem Moment, daß er nicht wüßte, was er tun solle, würde man ihm jetzt die Macht übertragen. Wie stets gefallen sich die Abgeordneten darin, feurige Reden zu halten und Forderungen zu stellen, aber eigentlich haben sie keine Vorstellung davon, wie die Krise bewältigt werden soll, die Rußland aus dem Gleis geworfen hat.<sup>8</sup>

Nicht nur die liberalen Abgeordneten, sind von den Unruhen überrascht. Auch die Revolutionäre begreifen nicht, was in den Industrievierteln geschieht. Jahrelang haben sie den Aufstand herbeigeredet, und nun sind sie ratlos, weil Arbeiter sich ohne ihre Aufforderung auf die Straße begeben. In ihrer Vorstellung soll das Proletariat, der Messias der Geschichte, die Bühne erst betreten, wenn es dazu aufgerufen wird. Später wird sich der Sozialdemokrat Iwan Tschugurin an die erstaunten Mienen erinnern, die auf den Gesichtern der Revolutionäre zu sehen waren. «Der Februarstreik», wird er schreiben, «brach gegen unseren Wunsch aus.»<sup>9</sup> Ratlosigkeit überall. Die Bolschewiki können der unangemeldeten Demonstration ohnehin nichts abgewinnen. Schljapnikow, der das Parteikomitee in der Hauptstadt führt, hält spontanen Aufruhr für sinnlos. Er folgt Lenins Devise, daß die Revolutionäre besser wissen, was Arbeiter wollen und man diesen deshalb nicht das letzte Wort überlassen dürfe. Aber was kann er schon tun? Die revolutionären Parteien sind schwach, sie haben nicht die Kraft und die

organisatorischen Fähigkeiten, um einen Generalstreik auszurufen und zum Erfolg zu führen. Ihre Anführer und Vordenker sind im Exil, und nun ist guter Rat teuer. Was immer sie auch später über die Revolution sagen werden – am 23. Februar überwiegt noch die Angst vor den Konsequenzen, die sie zu tragen hätten, wenn sie alles auf eine Karte setzten. Nicht aus Machtwillen, sondern aus Verlegenheit stürzen sie sich in das Geschehen. Wassili Schulgin, der zynische und unerschrockene Anführer der Monarchisten in der Duma, hat die großspurigen Reden der Sozialisten noch nie ernst genommen. Er hält sie für Papiertiger, die sich vor dem Volk ebenso fürchten wie die liberalen Herren, die im Parlament gelehrte Reden halten. Er findet dafür eine passende Formulierung: «Sie, die Revolutionäre, waren nicht bereit, aber sie, die Revolution, war bereit.»<sup>10</sup>

Wie sehr die Arglosigkeit doch den Ereignissen in Paris im Juli des Jahres 1789 gleicht, als der Pöbel auf den Straßen tobte, aber niemand erwartete, daß sich der Tanz in eine Revolution verwandeln würde. Eigentlich sei der Sturm auf die Bastille nur ein Versuch gewesen, sich in den Besitz der Kanonen zu bringen, schrieb Wilhelm von Wolzogen, ein württembergischer Adliger, der sich in jenen Tagen in Paris aufhielt, am 14. Juli 1789 in sein Tagebuch. Erst im Laufe des Tages sei den Anführern des Mobs zu Bewußtsein gekommen, daß es besser sei, sich edler Motive zu bedienen. Und so hätten sie das Märchen in die Welt gesetzt, die Zitadelle sei zerstört worden, um die Gefangenen zu befreien, die dort einsaßen.<sup>11</sup>

Am Nachmittag berät sich Protopopow mit Chabalow und erteilt ihm den Auftrag, die Bevölkerung zu beruhigen. Der General erfährt, daß die Speicher in der Stadt mit Mehl und Getreide gefüllt sind und die Vorräte ausreichen, um Petrograd für weitere zehn Tage zu versorgen. Sie aber will er nicht herausgeben, weil ihm die Geheimpolizei versichert, daß der Aufruhr in wenigen Stunden beendet sein werde, die Depots deshalb nicht geleert werden dürften. Und so läßt Chabalow Plakate in der Stadt aushängen, auf denen zu lesen ist, daß alle Bäckereien mit Mehl versorgt seien, sich niemand um sein Wohl sorgen müsse. Am Nachmittag erfährt der General von einem seiner Agenten,

daß in den Geschäften, die er, wie er beteuert, selbst inspiziert habe, Mehl in ausreichender Menge vorhanden sei, es keinen Grund gebe, in Panik zu verfallen. Am Abend läßt Chabalow Repräsentanten der Bäcker zu sich ein und erklärt ihnen, daß alle Verkaufsläden weiterhin mit Mehl beliefert würden, die Unruhen Provokateuren und Aufwiegeln zugerechnet werden müssten.<sup>12</sup> Solche Versicherungen aber bewirken das Gegenteil dessen, was sie erreichen sollen. Der Sturm auf die Bäckereien nimmt überhaupt erst an Fahrt auf, weil die Frauen, die in den Schlangen stehen und Waren horten, der Regierung keinen Glauben schenken. Wer solche Plakate druckt, glauben sie, hat etwas zu verbergen. Die Journalisten der liberalen Zeitung «Retsch» haben längst begriffen, was Chabalow und Protopopow nicht wahrhaben wollen: daß die Versorgungskrise eigentlich eine Glaubwürdigkeitskrise ist und der Innenminister in der Öffentlichkeit den letzten Kredit verspielt. Die Regierung dürfe nicht den Eindruck erwecken, so «Retsch», als laufe sie den Ereignissen hinterher, als wisse sie nicht, was zu tun sei, sondern müsse Entschlossenheit zeigen und alle Maßnahmen ergreifen, die geeignet seien, die Krise zu überwinden. Wenn niemand mehr an den Willen und die Fähigkeit der Minister glaube, den Ereignissen eine Wendung zu geben, werde sich die Unzufriedenheit vergrößern wie ein Schneeball, der einen verschneiten Abhang hinunterrollt und an Fahrt aufnimmt.<sup>13</sup>

Die Regierung hat alle Vorteile auf ihrer Seite. Sie ist im Besitz der Kommunikationskanäle, sie übt die Kontrolle über die Infrastruktur, über Polizei und Militär aus. Und sie weiß um die Ahnungslosigkeit und Zerstrittenheit der Opposition. Aber diese Selbstgewißheit hält sie auch davon ab, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen. Wieder einmal glaubt Protopopow, es reiche, Drohungen auszusprechen. Drei Wochen zuvor sind auf seine Veranlassung hin alle sozialdemokratischen Mitglieder des Kriegs-Industrie-Komitees in ihren Wohnungen in der Hauptstadt verhaftet und in das Kresty-Gefängnis gebracht worden. Protopopow glaubt, Rußland vor einer Revolution bewahrt zu haben, und auch im Ministerrat prahlt er mit seinen Heldentaten. Wie oft hat es schon Unruhen gegeben, die nach wenigen Stunden wieder beendet worden sind, weil es niemanden gibt, der den Demonstranten Ziele

setzt, wie zuletzt im Juli 1914, als die schockierende Straßengewalt nach wenigen Tagen durch den rücksichtslosen Einsatz der Sicherheitskräfte beendet werden konnte. Und so wird es auch jetzt wieder sein, denkt Protopopow: Man bringt die Rädelsführer der Unruhen hinter Gitter, und sofort fügt sich das Leben wieder in den gewohnten Rahmen ein. Aber er unterschätzt die organisatorischen Fähigkeiten der Arbeiter, die nichts weiter tun müssen, als sich mit ihren Landsleuten aus dem Heimatdorf zu verabreden und den Protest auf die Straßen zu tragen. Das Dorf ersetzt die Gewerkschaft, die Gemeinschaft die Partei. Davon scheint der Innenminister keinen Begriff zu haben. Aber auch Chabalow begeht Fehler. Er erteilt zwar die Anweisung, den Zugang zu den Newa-Brücken abzuriegeln, weil er die Demonstranten daran hindern will, sich im Stadtzentrum bemerkbar zu machen, aber er verzichtet darauf, Polizisten in die Arbeiterviertel zu entsenden, wo sich der Aufruhr stattdessen frei entfaltet.<sup>14</sup>

Am Nachmittag ruft Chabalow den Stadthauptmann Alexander Balk sowie den Chef der Ochrana, Konstantin Globatschew, und einige höhere Polizeioffiziere zu sich, um sich mit ihnen über die Strategie der Sicherheitsorgane zu beraten. Balk bringt den mißglückten Einsatz der Kosaken an der Kasaner Kathedrale zur Sprache. Wie konnte es geschehen, daß die bewaffnete Staatsmacht vor dem Pöbel zurückweicht, will er wissen. Der Kommandeur des Kosakenregiments versucht, sich zu rechtfertigen. Die Kosaken, erklärt er, hätten bislang noch keine Erfahrungen im Polizeieinsatz machen können, auch seien sie nur unzureichend mit Peitschen (Nagaiki) ausgerüstet worden, ihre Pferde nicht darin geübt, sich auf asphaltierten Straßen zu bewegen. Für Chabalow ist die Wiederherstellung der Ordnung ohnehin nur eine technische Frage. So sehen es auch Balk und die Geheimpolizisten, die im Büro des Stadtkommandanten sitzen. Sie verständigen sich darauf, jedem Kosaken für den Kauf einer Nagaika fünfzig Kopeken auszuhändigen. An allen Kreuzungen im Zentrum der Stadt sollen Polizisten postiert, eine Kavallerieeinheit der Kosaken gegen die Demonstranten eingesetzt werden. Der Einsatz von Schußwaffen aber müsse unterbleiben. Eine verhängnisvolle Entscheidung, denn Polizisten, die auf Plätzen und an Straßenecken stehen, sind ein leichtes Ziel für Attentäter, weil

sie schon von weitem zu erkennen sind und aus dem Hinterhalt angegriffen werden können. Chabalow schlägt die Lehren aus den Erfahrungen des Jahres 1905 in den Wind. Er versteht nichts von der technischen Seite des Machtkampfes, weiß nicht, wie man die Infrastruktur für die Zwecke der Macht einsetzt und wie man Soldaten motiviert, die den Gehorsam verweigern. Damals, im Dezember 1905, hatten die Strafexpeditionen des Militärs die Zentren der Aufstände eingekreist und voneinander isoliert. Jetzt aber läßt sich die Staatsgewalt an ihrem zentralen Ort belagern, ohne daß ihre Repräsentanten begreifen, was ihnen widerfährt. Nichts weiter als ein Sturm im Wasserglas seien die Proteste, die sich auf den Straßen hörbar machen, glaubt Chabalow. Und im Vergleich zur ersten Revolution ist dieser Brotprotest doch nur ein Hauch, der nichts und niemanden aus dem inneren Gleichgewicht bringen wird. Darin bestärken ihn auch die Agenten der Geheimpolizei. Globatschew hält es für unwahrscheinlich, daß sich die gewalttätigen Ereignisse am nächsten Tag wiederholen könnten, und Chabalow glaubt ihm. Er verzichtet darauf, weitere Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, weil er annimmt, daß der Spuk schon morgen zu Ende sein wird. Und so gehen die Herren am frühen Abend beruhigt auseinander und fallen in der Nacht in einen tiefen Schlaf.<sup>15</sup>

Am Abend gibt Maurice Paléologue, der französische Botschafter, einen Empfang in seiner Residenz. Zwanzig ausgewählte Gäste sind gekommen, unter ihnen der spanische Geschäftsträger, der unlängst aus dem Amt entlassene Verkehrsminister und Vorsitzende des Ministerrates, Alexander Trepow, der Direktor der Eremitage, Graf Dmitri Iwanowitsch Tolstoi und der Maler und Kunstkritiker Alexander Benois und seine Ehefrau. Vom Fenster aus sehen die Gäste, wie Arbeiter von der Wassili-Insel aus über die Liteiny-Brücke laufen und Straßenbahnwaggons umwerfen, aber sie scheinen dem Geschehen auf der Straße keine Bedeutung beizumessen. Louis de Robien hört Benois nach dem Abendessen noch sagen, daß es einige Vorfälle in den Vororten gegeben habe, denen aber wohl keine Bedeutung beigemessen werden müsse.<sup>16</sup> Paléologue ist irritiert, weil sich offenbar niemand für die Unruhen interessiert. Und so fragt er Trepow nach den Vorkehrungen,

die getroffen worden seien, um die Ordnung abzusichern. Trepow zuckt mit den Schultern. Er weiß es auch nicht. «Als ich zu meinen übrigen Gästen zurückkehre, finde ich weder in ihrem Ausdruck noch in ihren Redensarten die mindeste Spur der Besorgnis vor. Man spricht hauptsächlich von einem Fest, das für die Fürstin Leo Radziwill am Sonntag veranstaltet werden soll, das sehr zahlreich besucht und besonders glänzend sein wird, daß es Musik und Tanz gibt.» Wie kann man in einem solchen Augenblick an die Ausrichtung eines Festes denken? Und warum sprechen seine Gäste über die Tanzkünste der Matilda Kschessinskaja, die am Marientheater Triumphe feiert, schweigen aber, sobald man sie auf die Versorgungskrise anspricht? Paléologue versteht nicht, wie man dem Offensichtlichen mit solcher Gleichgültigkeit begegnen kann.<sup>17</sup>

Am 23. Februar, um 15 Uhr, trifft der Zar in Mogiljow ein. Michail Alexejew, der sechzigjährige Chef des Generalstabes, empfängt ihn mit militärischen Ehren am Bahnhof, obwohl er an einer fiebrigen Erkältung erkrankt ist und sich kaum auf den Beinen halten kann. Nikolai besteigt ein Auto und fährt in Begleitung des Gefolges in sein Domizil, ein kleines zweistöckiges Haus, das auf einem Hügel oberhalb des Dnjepr liegt. Dort wird er für die Dauer seines Aufenthaltes wohnen. Im Nebenhaus ist Alexejew mit seinem Stab untergebracht, auf der anderen Seite der Straße, im Gebäude des Bezirksgerichts, wohnt das Gefolge. In seinem karg eingerichteten Zimmer stehen zwei Feldbetten: eines für seinen Sohn und eines für ihn selbst. Seit er den Oberbefehl über die Streitkräfte übernommen hat, will der Zar nur noch als erster Diener des Staates wahrgenommen werden. Er trägt die Uniform eines Obristen, teilt die einfachen Mahlzeiten mit den Offizieren und gibt sich als ein Herrscher, der, wie seine Untertanen, ein anspruchsloses, einfaches Leben führt. Die Strapazen der zurückliegenden Jahre haben ihn gezeichnet, niemandem, der den Herrscher zu Gesicht bekommt, bleibt verborgen, wie sehr er sich verändert hat. Seine Haare sind ergraut, das Gesicht von Falten zerfurcht. Er wirkt seltsam abwesend, in Gedanken verloren, als habe eine tiefe Melancholie von ihm Besitz ergriffen.<sup>18</sup>

Kaum hat er seine Residenz bezogen, schreibt er Alexandra einen Brief, versichert ihr, wie sehr er sie und ihre «süße Stimme» und die Kinder vermisse und daß er beherzigen wolle, wozu sie ihn ermahnt habe: stark zu sein und alle seine feste Hand spüren zu lassen. Eigentlich aber, fügt er noch hinzu, sei es nicht seine Art, andere Menschen «anzuschmauzen». Er ziehe es vor, sie mit einer «ruhigen, aber scharfen Bemerkung» davon zu überzeugen, daß er derjenige sei, dem sie Gehorsam schuldeten. Als ob solche Zurückhaltung jemals etwas bewirkt hätte. Auch beklagt er sich bei Alexandra über die Verpflichtungen, die ihn davon abhielten, sich am Abend, wie sonst, mit seinem Puzzle zu befassen. Nicht einmal im Hauptquartier kommt er dazu, sich zu entspannen. Sobald er dafür wieder Zeit finde, fügt er noch hinzu, wolle er auch wieder Domino spielen. Zum ersten Mal ist er ohne seinen Sohn nach Mogiljow gereist, er vermisst ihn. Leer sei das Haus ohne Alexei, schreibt er in sein Tagebuch.<sup>19</sup>

Nikolai scheinen die Proteste, die auf den Straßen Petrograds aufgeführt werden, nicht zu beunruhigen. Er empfängt ausländische Generale, und am Abend plaudert er mit dem Gefolge, das an seiner Tafel sitzt. Fredericks, der stilsichere Hofminister, der auch ohne Aufforderung das Wort ergreifen darf, räsoniert über die Qualität von Äpfeln und Birnen, die zum Nachtschisch gereicht werden, verliert aber kein Wort über die Brotkrise. All die aufsässigen Reden, die in der Duma gehalten werden und die den Pöbel auf die Straßen treiben, denkt er, hätte man Rußland ersparen können. Hätte man ihn, den Hofminister, im Jahr 1905 gefragt, was zu tun sei – er hätte dem Zaren davon abgeraten, Rußland eine Verfassung und ein Parlament zu schenken. Fredericks spricht es nicht aus, aber er hält die gegenwärtige Krise für das Resultat eines faulen Kompromisses, auf den sich ein Mann wie Alexander III., Nikolais Vater, niemals eingelassen hätte. Der Zar, glaubt er, ist Schöpfer allen Rechts und darf, was er einmal gewährt hat, auch jederzeit wieder zurücknehmen. Aber er weiß, daß Nikolai II. für den Moment der Entscheidung nicht gemacht ist. Auch an diesem Abend ist der Zar höflich und zuvorkommend, wie stets, aber verschlossen und in sich gekehrt. Er hört noch Alexejew an und geht zu Bett, ohne auch nur ein Wort über die Ereignisse in der Hauptstadt verloren zu haben.<sup>20</sup>

Im Hauptquartier herrscht eine beklemmende Atmosphäre, weil niemand auszusprechen wagt, was allen auf der Zunge liegt. Selbst die Generalstabsoffiziere haben von den Unruhen schon gehört, und sie machen sich Sorgen um die Sicherheit ihrer Familien, die in Petrograd leben. Nun bedrängen sie die Soldaten der Palastwache, ihnen Auskunft über das Geschehen in der Hauptstadt zu geben. Aber auch sie wissen nur, was sie von anderen gehört haben. Am Abend sitzen Dubenski, Fjodorow und Nilow beisammen und sprechen über die Ereignisse im fernen Petrograd, von denen der Zar nichts hören will. Ob sie gut beraten waren, in diesen Tagen die Hauptstadt zu verlassen und sich selbst von allen Informationen abzuschneiden? «Mit einem Wort», wird Dubenski über diese einsamen Stunden später schreiben, «wir malten uns keine fröhlichen Perspektiven aus.» Um Mitternacht verläßt er das Domizil des Zaren. Vor dem Haus stehen Kosaken und Polizisten in Fellmänteln und halten Wache. Feiner Pulverschnee fällt vom dunklen Himmel herab. Tauwetter setzt ein.<sup>21</sup>

(...)



## IV.

### Die Irrfahrt des Zaren:

*Mittwoch, 1. März 1917*

Um 1.50 in der Nacht zum 1. März hat der Begleitzug des Zaren den Bahnhof von Malaja Wischera erreicht, ein kleiner Ort in der Nähe von Nowgorod, der an der Bahnstrecke Moskau-Petrograd liegt. Zarskoje Selo ist nur noch achtzig Kilometer entfernt, also in weniger als zwei Stunden erreichbar. Aber die Weiterreise wird nun jäh unterbrochen. Ein Offizier des kaiserlichen Eisenbahnregiments besteigt den ersten Waggon und informiert den Chef der Wachmannschaft, Zabel, darüber, daß in Ljuban, einem Städtchen südlich von Petrograd, zwei Kompanien meuternder Soldaten, die mit Maschinengewehren ausgestattet sind, die Bahnstation blockieren. Auch hätten Kompanien des Litauischen Regiments, die auf die Seite der Revolution übergelaufen seien, Tosno besetzt, einen kleinen Ort, zwanzig Kilometer nördlich von Ljuban. Nikolai müßte beide Stationen passieren, wenn er darauf bestünde, die Reise fortzusetzen. Dieses Risiko aber will in der Gefolgschaft niemand eingehen, denn würde der Zug in die Hauptstadt umgeleitet werden, könnte niemand für die Sicherheit des Herrschers garantieren. Der Offizier rät angesichts der drohenden Gefahr davon ab, die Reise fortzusetzen. Er weiß nicht, daß die neuen Machthaber absichtlich falsche Nachrichten verbreiten, um dem Zaren Sand in die Augen zu streuen und ihn daran zu hindern, doch noch den Palast zu erreichen. Nekrassow, der unlängst ernannte Verkehrsminister der neuen Regierung, hat seine Verbindungen spielen lassen

und den Kommandeur des Nikolai-Bahnhofs in der Hauptstadt angewiesen, Falschmeldungen an die Entourage des Zaren weiterzugeben. Nekrassow, Bublikow und seine Mitarbeiter wissen genau, wo sich der Zug des Zaren befindet, und sie sind entschlossen, alles zu tun, um dessen Weiterfahrt zu unterbinden.<sup>1</sup>

Sofort erteilt Zabel die Anordnung, alle Telephonapparate, die Telegraphenstation und alle Räume des Bahnhofs zu besetzen und vollständig von der Außenwelt zu isolieren, bis auch der Zug des Zaren in Malaja Wischera eingetroffen ist. Wachsoldaten umstellen die Station, Dubenski, Stackelberg und Zabel gehen auf den Bahnsteig hinaus und warten auf den kaiserlichen Zug. Die Nacht ist frostig, der Himmel sternenklar. Rundherum herrscht eine geradezu beängstigende Stille, die erst unterbrochen wird, als der zischende Dampfkesse der herannahenden Lokomotive zu hören und der größer werdende Lichtkegel schon zu sehen ist. Langsam rollt der kaiserliche Zug aus und bleibt stehen. Eine Tür öffnet sich, und General Naryschkin, der die Wachmannschaft kommandiert, betritt den Bahnsteig. «Alle schlafen im Zug», sagt er verärgert, weil er nicht versteht, worüber er sich mitten in der Nacht an einem tristen Ort wie Malaja Wischera mit Zabel und Stackelberg beraten soll. Erst als ihm klar gemacht wird, daß Ljuban und Tosno von meuternden Soldaten besetzt worden seien und alle Züge gezwungen würden, nach Petrograd zu fahren, begreift auch Naryschkin, was auf dem Spiel steht. Sofort weckt er Wojekow, der sich rasch ankleidet und mit zerzausten Haaren aus seinem Abteil auf den Bahnsteig herauskommt. Zabel, Stackelberg und Wojekow sprechen nun über die Möglichkeiten, die ihnen noch offenstehen. Der Zar könne entweder ins Hauptquartier nach Mogiljow zurückfahren oder sich nach Pskow unter den Schutz General Russkis begeben, um dort zu überlegen, wie es weitergehen soll. Diese Entscheidung aber könne nur der Herrscher selbst treffen.<sup>2</sup>

Sofort eilt Wojekow zum Schlafwagen des kaiserlichen Zuges, weckt den Zaren und informiert ihn über die Situation. Es sei einfach zu gefährlich, nach Norden weiterzufahren, das Risiko nicht kalkulierbar. Nikolai, der im Pyjama auf seinem Bett sitzt, ist verwirrt. Was er denn tun solle, fragt er. Wojekow gibt ihm den Rat, die Reise nach Norden

abzubrechen und stattdessen von Malaja Wischera nach Bologoje zurückzufahren. Von dort aus könne er sich nach Westen begeben, in eine Region, die noch von loyalen Generälen beherrscht werde und wo der Schienenverkehr bis jetzt noch nicht unterbrochen worden sei. Aber auch in diesem Moment denkt Nikolai nur an seine Familie und wie er mit ihr Kontakt aufnehmen kann. Er wolle, sagt er zu Wojekow, an einen Ort fahren, von dem er nach Belieben Telegramme verschicken könne. Der Kommandant der Palastwache sieht nur zwei Möglichkeiten: entweder auf dem direkten Weg über Dno nach Pskow zu fahren oder von Dno aus nach Mogiljow zurückzukehren. Für die Strecke von Dno nach Pskow braucht der Zug drei Stunden, nach Mogiljow acht Stunden. Wojekow rät, sofort abzureisen, weil sich die Meuterer, wie er glaubt, Malaja Wischera nähern. Der Zar wählt die kürzere Strecke, und so gibt er den Befehl, umzukehren und nach Pskow zu fahren. Um halb vier setzt sich der Zug des Zaren in Bewegung, der Begleitzug folgt ihm eine Stunde später. Um 7 Uhr soll der Zar in Bologoje eintreffen.<sup>3</sup>

Dubenski wundert sich über die Arglosigkeit des Herrschers, der nicht zu begreifen scheint, daß Macht und Thron, vielleicht sogar die Dynastie auf dem Spiel stehen. In Mogiljow hätte er sich mit dem Hauptquartier verbinden und den Gegenschlag vorbereiten können. Nikolai aber glaubt, daß ihn diese unangenehme, in seinen Augen läppische Episode nicht davon abhalten werde, doch noch nach Zarskoje Selo zu gelangen. Pskow ist weniger weit entfernt als Mogiljow. Das ist es, was für ihn im Augenblick zählt. Aber er weiß auch nur, was er von Wojekow erfährt, der seine Informationen dosiert und dem Zaren vorenthält, was ihn beunruhigen könnte. Im Grunde glaubt auch er, daß der Spuk in wenigen Stunden vorüber sein wird.<sup>4</sup>

Im Begleitzug kursiert ein Flugblatt, das man in Malaja Wischera zufällig aufgelesen hat. Es führt die Namen der Minister auf, die der zukünftigen Regierung angehören sollen. Die Höflinge sind aufgebracht und empört, als sie lesen, daß ausgerechnet Gutschkow, den sie für einen Verräter und Intimfeind des Zaren halten, zum Kriegsminister ernannt werden soll. Isoliert von der Außenwelt, machen die Höflinge die schmerzhafteste Erfahrung, daß sich ihr Handlungsspielraum

dramatisch verkleinert, weil andere nun an den Schalthebeln der Macht sitzen. Die letzte Hoffnung ist General Russki, der den Oberbefehl über die Nordfront führt und dessen Hauptquartier sich in Pskow befindet. Nikolai hält den General für einen loyalen Diener der Krone, schon deshalb, weil er selbst ihn vor Jahren zum Frontkommandeur ernannt hat. Und so erarbeiten Wojekow und Fredericks noch im Zug ein Manifest, das die Bevölkerung dazu aufruft, Ruhe zu bewahren und sich um den Thron zu scharen. In Pskow soll es telegraphisch in die Hauptstadt übermittelt werden. Immer noch glauben sie an die magische Kraft der kaiserlichen Wörter und Sätze, obwohl in Petrograd schon über die Abdankung des Zaren und das Ende der Monarchie gesprochen wird.<sup>5</sup>

In Malaja Wischera steigt auch ein Journalist der auflagenstarken linksliberalen Tageszeitung «Russkoje Slowo» in den Zug, um aus erster Hand über das Geschehen zu berichten. Dort, so nimmt er es wahr, herrscht Endzeitstimmung, weil den Gefolgsleuten nun erstmals zu Bewußtsein kommt, wie sehr sie sich all die Jahre vor der Wirklichkeit verschlossen und den Zaren über das Geschehen im Unklaren gelassen haben. Nilow ist betrunken, kann sich offenbar kaum auf den Beinen halten. Zabel setzt Wojekow unter Druck. Er müsse, hört ihn der Journalist sagen, dem Herrscher nun reinen Wein einschenken und ihm sagen, daß die Situation ausweglos sei. Denn in Malaja Wischera hat die Entourage die Telegramme des Bahnhofskommandanten von Petrograd, Grekow, in die Hände bekommen. Zabel faßt sich ein Herz und zeigt dem Zaren die Telegramme, die belegen, daß die Aufständischen den Zug des Herrschers in Malaja Wischera aufhalten und in die Hauptstadt umleiten wollten. «Was ist das? Ein Aufstand? Leutnant Grekow kommandiert Petrograd?», fragt der Zar. Zabel öffnet ihm nun die Augen und erklärt ihm, daß 60 000 Soldaten der Garnison zu den Aufständischen übergelaufen seien. «Weiterfahren können wir nicht. Auf allen Schienenwegen erteilt nun der Abgeordnete Bublikow die Befehle.»<sup>6</sup>

Nikolai ist fassungslos. Tagelang hat man ihn über die wahren Verhältnisse im Unklaren gelassen, und nun teilt ihm Zabel mit, daß das Ende nah ist. Aber sogleich fügt er sich wieder fatalistisch in sein

Schicksal. «Nun, Gott sei Dank. Ich gehe nach Liwadia. Wenn es das Volk verlangt, danke ich ab. Und ich werde in meinen Garten nach Liwadia gehen. Ich liebe Blumen so sehr.» Zabel reckt die Arme in die Höhe, resigniert verläßt er den Waggon. Offenbar erwägt Nikolai noch, nach Moskau zu fahren, aber auch dieser Gedanke wird sofort verworfen, weil niemand weiß, was den Herrscher dort erwartet. In Staraja Russa verabschiedet sich auch der Journalist des «Russkoje Slowo». Er sieht noch, wie Nikolai mit bleichem Gesicht, die kaukasische Fellmütze in den Nacken geschoben, auf dem Bahnsteig steht und gedankenverloren auf das verlassene und dunkle Bahnhofsgebäude starrt. Hinter ihm entdeckt er Nilow, der trunken umherwankt und ein Lied summt.<sup>7</sup>

Rodsjanko hätte Fakten schaffen und den Zaren festsetzen können. Aber es fehlt ihm an der letzten Entschlossenheit, die erforderlich ist, um von den Möglichkeiten einen siegreichen Gebrauch zu machen. Es sind Lomonossow, Bublikow und Nekrassow, die im Verkehrsministerium über die Bewegungen auf den Schienenwegen wachen, und denen zu Bewußtsein kommt, was wirklich auf dem Spiel steht. Um viertel vor vier stürmt Rulewski in Lomonosows Büro. «Der kaiserliche Zug nähert sich Malaja Wischera», ruft er. Lomonossow springt sofort auf und begibt sich in Bublikows Büro. Bublikow schläft. Es läßt sich nicht wecken, knurrt, flucht und legt sich wieder hin. Sofort eilt Lomonossow selbst zum Telephon und läßt sich mit der Staatsduma verbinden. Rodsjanko ist am Apparat.

«Was wollen Sie?»

«Der kaiserliche Zug ist in Malaja Wischera. Was sollen wir mit ihm machen?»

«Das erörtern wir gleich. Rufen Sie Bublikow herbei!»

Nach einigen Minuten kommt Bublikow und nimmt den Hörer in die Hand.

«Ich bin es, Bublikow ... Aber was sollen wir tun? Ihn nach Zarskoje leiten? Nach Petrograd? Ihn in Wischera festsetzen? Warten? Was und wieviele? Gut, wir werden warten ...»

Wieder einmal können sie sich nicht entscheiden, die Herren des liberalen Dumakomitees. Bublikow wirft Lomonossow einen entnervten

Blick zu, als er den Hörer auflegt. Es vergehen einige Minuten. Plötzlich wird eine telegraphische Nachricht zugestellt. In Malaja Wischera, lautet die Nachricht, seien ein General und der stellvertretende Leiter der Eisenbahngesellschaft in den kaiserlichen Zug gestiegen. Sie beraten sich offenbar mit dem Zaren. Die vordere Dampflok ist allem Anschein nach ausgefallen und muß mit Wasser befüllt werden. Auch wird mitgeteilt, daß der Kommandant des Nikolai-Bahnhofes die Anordnung erteilt hat, den Zug des Zaren nach Petrograd umzuleiten. Davon wissen Lomomossow und Bublikow überhaupt nichts. Lomonossow läuft in sein Büro zurück und läßt sich noch einmal mit Rodsjanko verbinden. Es ist immer noch keine Entscheidung getroffen worden. Wieder trifft ein Telegramm ein: «Malaja Wischera. Auf Anordnung des Ingenieurs Kern fährt der numerierte Zug um 4:50 weiter. Und er bewegt sich zurück nach Bologoje.» Lomonossow ist verärgert. Er ruft Rodsjanko an und macht ihm klar, daß eine Entscheidung jetzt fällig ist und auch nicht aufgeschoben werden kann. Rodsjanko, der mit dem Exekutivkomitee verhandelt, antwortet lakonisch: «Das ist noch nicht entschieden worden. Beobachten Sie den Zug. Sobald sich die Lage aufklärt, erhalten Sie eine Anweisung.» Ratlos zuckt Lomonossow mit den Achseln und läßt sich erschöpft in seinen Sessel fallen. Er hört Rulewski noch sagen, daß die Duma sich mit dem Arbeiter- und Soldatenrat besprechen müsse, weil sie selbst keine souveränen Entscheidungen mehr treffen könne. «Kann man denn mit den Dumaleuten eine Revolution machen? ... Sehen Sie doch selbst, wie sich ihr Geschwätz hinzieht.»<sup>8</sup>

Die Mitglieder des Provisorischen Dumakomitees haben sich längst darauf verständigt, daß der Zar zugunsten seines minderjährigen Sohnes abdanken, sein Bruder, Großfürst Michail Alexandrowitsch, die Regentschaft übernehmen müsse. Mit der Berufung einer Regierung des gesellschaftlichen Vertrauens hätten sie sich gestern noch zufriedengegeben. Nun aber, da Tatsachen geschaffen wurden, brauchen sie den Kompromiß nicht mehr. Sie sind es nun, die die Bedingungen stellen. Nur müssen sie den Zaren in ihre Gewalt bringen, wenn sie ihn, der von diesen Absichten noch gar nichts ahnt, zur Abdankung zwingen

wollen. Die erste Etappe ist bewältigt, die Dumapolitiker atmen auf. Ihr Plan ist aufgegangen. Der Zar bewegt sich freiwillig ins Abseits, weil er den Versicherungen glaubt, daß die Bahngleise nördlich von Malaja Wischera von Meuterern blockiert worden seien. Auch weiß er nicht, daß Generaladjutant Iwan Tatischschew aufgebrochen ist, um ihm entgegenzukommen. Für einen Augenblick scheint es so, als könne der General der Duma einen Strich durch die Rechnung machen. Auch fürchten Rodsjanko und Nekrassow, daß Tatischschew die Familie des Herrschers mit sich führen könne. Um jeden Preis wollen sie verhindern, daß Alexandra sich mit ihrem Gatten vereint und womöglich entkommt. Deshalb erteilen sie Bublikow die Weisung, den Zug des Generaladjutanten in Ljuban anzuhalten. Als Tatischschew dort erfährt, daß Nikolai umgekehrt und auf dem Weg nach Pskow ist, fährt er nach Zarskoje Selo zurück. Wieder eine verpaßte Chance.<sup>9</sup> Nikolai hätte jetzt noch von Dno aus nach Zarskoje Selo reisen können, weil der Weg von dort nach Norden noch offen ist. Bublikow hätte in diesem Fall die Strecke durch Güterzüge blockieren müssen. Darauf kann er nun verzichten, weil der Herrscher nach Pskow fährt, im Glauben, daß alle Wege in die Hauptstadt versperrt sind. Eine Falschmeldung genügt, um den Zaren erst in die Irre und dann ins kommunikative Nirwana zu schicken.<sup>10</sup>

Inzwischen hat auch Benckendorff, der Hofmarschall im Palast von Zarskoje Selo, erfahren, daß der Zar in Malaja Wischera den Entschluß gefaßt hat, umzukehren und sich über Bologoje nach Pskow, in die Obhut General Russkis zu begeben. Wie weltfremd muß man eigentlich sein, denkt Benckendorff, sich Russki anzuvertrauen, von dem doch bekannt sei, daß er die konstitutionelle Bewegung stets unterstützt habe? Warum fährt Nikolai nach Pskow und nicht nach Minsk, zu General Alexei Ewert, der ein treuer Anhänger der Monarchie ist, oder zurück ins Hauptquartier nach Mogiljow? Alle Wege nach Minsk und Mogiljow sind offen, der Zar hätte loyale Fronteinheiten um sich scharren und den Aufstand mit ihrer Hilfe in wenigen Tagen niederschlagen können. Nikolai aber denkt nur an seine Familie und wie er auf dem kürzesten Weg nach Zarskoje Selo gelangen kann. Ein unglücklicher Herrscher, der auch dann versagt, wenn er Entscheidungen trifft.<sup>11</sup>

Am Vormittag um 9 Uhr erreicht Lomonossow die Nachricht, daß der Zug des Zaren in Bologoje eingetroffen sei. Sofort läßt er sich mit Rodsjanko verbinden, und er erhält die Auskunft, daß der Zug festgesetzt werden müsse. Man solle dem Zaren ein Schreiben Rodsjankos übermitteln und ihm mitteilen, daß der Präsident des Parlaments auf dem Weg nach Bologoje sei, um mit ihm über die politische Lage zu sprechen. Lomonossow übermittelt den Brief, Wojekow bestätigt sogleich, daß Nikolai ihn erhalten habe.<sup>12</sup> Wojekow will noch wissen, wann Rodsjanko in Bologoje zu erwarten sei, erhält aber nur die nichtssagende Antwort, daß Rodsjanko beschäftigt sei und man nicht wisse, wann er abreisen werde. Inzwischen erfährt Wojekow auch, daß die Windawa-Rybinsk-Bahnlinie nach Zarskoje Selo von meuternden Soldaten blockiert worden ist und Iwanow mit seinem Bataillon in Wy-riza festsitzt. Unter diesen Umständen zieht er es vor, die Reise auch ohne Genehmigung des Verkehrsministeriums fortzusetzen.<sup>13</sup>

Lomonossow begreift sofort, daß die Weiterreise des Zaren mit unkalkulierbaren Risiken verbunden und ungewiß ist, wie sich der Oberbefehlshaber der Nordfront, Russki, verhalten wird. Als er die Nachricht Wojekows erhält, daß der Zug seine Fahrt fortsetzen werde und er darum bitte, die Strecke nach Pskow freizugeben, gerät er in Panik. Er ist nur von dem einen Gedanken beherrscht: Nikolai will sich zur Armee durchschlagen! Sofort erteilt er die Anweisung, die Weiterfahrt des Zuges zu unterbinden. Zehn Minuten später klingelt das Telephon im Ministerium. Ein Telegramm aus Bologoje wird übermittelt: «Bologoje. Der numerierte Zug A fährt ohne Freigabe nach Pskow.» Sofort eilt Bublikow im Laufschrift in Lomonossows Büro. «Was tun? Reden Sie, schnell.» Lomonossow weiß auch nicht, was in dieser Situation angemessen ist. Er empfiehlt schließlich, ein, zwei Stationen mit Güterzügen zu blockieren, und er rechtfertigt seinen Rat mit dem Hinweis, daß sich kein Zug ohne Freigabe in Bewegung setzen darf, nicht einmal der des Zaren. In diesem Augenblick betritt Ustrugow das Büro Lomonossows. Bublikow stürzt sich sofort auf ihn. «Ordnen Sie sofort an, daß auf der Strecke des nummerierten Zuges A eines der Ausweichgleise durch zwei Güterzüge versperrt wird.» Ustrugow erwidert kühl: «Ich weigere mich, solche Anordnungen auszuführen.» Bublikow

und Lomonossow sind außer sich, Panik steigt in ihnen auf. Wie kann Ustrugow es wagen, sich ihnen, den neuen Machhabern, zu widersetzen? Lomonossow schnappt sich den Revolver von Rulewski und richtet ihn auf den Bauch von Ustrugow. Ustrugow erleicht. «Gut, gut», murmelt er und führt aus, was man von ihm verlangt.<sup>14</sup>

Wenige Minuten später verlassen Lomonossow und Nekrassow das Ministerium, besteigen mit ihrem Gefolge mehrere Autos und brausen im Konvoi zum Nikolai-Bahnhof, um den Zug zu inspizieren, mit dem Rodsjanko dem Zaren entgegenfahren soll. Immer noch wird auf den Straßen geschossen, während die Kommissare über den Newski-Prospekt zum Bahnhof fahren. An der Station erwarten sie der Bahnhofsvorsteher und sein Stellvertreter, die aber nichts für sie tun können. Soldaten versperren den Eingang, Grekow, der sich selbst zum Kommandanten des Bahnhofs ernannt hat, verweigert Nekrassow und Lomonossow den Zutritt zu den Bahnsteigen. Kostbare Zeit verstreicht, weil Lomonossow mit den Soldaten über den Zutritt zum Bahnsteig verhandeln muß. Die Kontrolle über die Eisenbahn liege in den Händen des Verkehrsministeriums, sie, die Ingenieure, seien auf der Seite der Revolution und sprächen im Auftrag der Revolutionsregierung, versucht er den Wachtposten klarzumachen. Am Ende geben die Soldaten nach. Im Inneren des Bahnhofs zeigt sich Lomonossow ein Bild der Verwüstung. Überall liegt Abfall, denn soeben haben Soldaten das Restaurant ausgeraubt. Der Direktor der Eisenbahnlinie, Neweschin, geleitet die Kommissare in seine Wohnung, die von Soldaten geplündert worden ist: zersprungene Scheiben, zerschlagene Möbel. Immerhin kann Lomonossow von dort aus telefonieren. Er versucht, Rodsjanko zu erreichen, um ihm die Nachricht zu übermitteln, daß der Sonderzug abfahrbereit sei. Rodsjanko sei unterwegs, lautet die Antwort.<sup>15</sup>

Bevor er sich zum Bahnhof begibt, ruft Rodsjanko Schidlowski, Miljukow, Gutschkow, Schulgin und andere Mitglieder des Provisorischen Komitees zu sich ins Büro, um sich mit ihnen zu beraten. Der Zar müsse zugunsten seines Sohnes abdanken, sind sich alle Anwesenden einig, wenngleich sie fürchten, daß ihr Unternehmen noch scheitern,

Nikolai sich widersetzen und sie verhaften lassen könne. Auf einen solchen Fall wären sie nicht vorbereitet, denn die liberalen Parlamentarier hätten sich nicht einmal vorstellen können, den Zaren zu töten, sollte er Widerstand leisten. Eigentlich ist es beschlossene Sache, daß Rodsjanko und Schidlowski nach Bologoje fahren, um dort mit dem Zaren über die Abdankung zu verhandeln. Dann aber erscheint plötzlich Tschcheidse in Rodsjankos Büro und verlangt, daß der Entwurf des Textes, der dem Zaren vorgelegt werden solle, vom Arbeiter- und Soldatenrat genehmigt werden müsse. Ohne dessen Zustimmung dürfe Rodsjanko Petrograd nicht verlassen. Man übergibt ihm das Papier und wartet.<sup>16</sup>

Im Arbeiter- und Soldatenrat werden hitzige Reden gehalten, die Deputierten sind mißtrauisch, glauben, die Dumapolitiker könnten sie hintergehen und mit dem Zaren gemeinsame Sache machen. Suchanow ergreift das Wort und hält eine leidenschaftliche Ansprache, warnt vor der Verbrüderung Rodsjankos mit dem Zaren. «Rodsjanko darf man nicht zum Zaren lassen. Die Absichten der führenden Gruppen der Bourgeoisie, des Progressiven Blocks, des Dumakomitees, kennen wir noch nicht, und man kann für nichts garantieren.» Und er fügt noch hinzu, daß unklar sei, ob sich Rodsjanko am Ende nicht doch noch korrumpieren lasse und im Einverständnis mit den alten Eliten der Revolution ein gewaltsames Ende setzen werde. «Wer kann eine Garantie dafür übernehmen, daß von der Entscheidung, Rodsjanko mit dem Zug fahren zu lassen, nicht doch das Schicksal der Revolution abhängt? Man muß den Eisenbahnern für die richtige Einschätzung und die heldenmütige Erfüllung ihrer Pflicht vor der Revolution danken und darf Rodsjanko nicht erlauben, den Zug zu nehmen.»<sup>17</sup>

Stunde um Stunde verstreicht, bevor Tschcheidse einen Boten in den rechten Flügel des Taurischen Palais' schickt, der übermittelt, was im Arbeiter- und Soldatenrat entschieden worden ist: Rodsjanko dürfe abreisen, sofern zwei Bedingungen erfüllt würden. Tschcheidse und ein Bataillon revolutionärer Soldaten müßten ihn auf seinem Weg begleiten. Auch solle der Zar abdanken, aber nicht zugunsten seines Sohnes. Die Monarchie müsse überhaupt abgeschafft werden. Die Mitglieder des Provisorischen Komitees schauen einander fassungslos

an. Wie kann man nur auf die Idee kommen, den Zaren mit einem Bataillon von Meuterern zu konfrontieren und wie dumm muß man sein, die Monarchie zur Disposition zu stellen, die doch die einzige Legitimationsquelle der Herrschaft in Rußland ist? Halten die Sozialisten im Arbeiter- und Soldatenrat es wirklich für denkbar, daß der Zar den Thron aufgeben und ihn der Willkür des Schicksals überlassen werde? Haben sie denn je darüber nachgedacht, was Alexejew und Russki und all die anderen Generäle sagen werden, wenn sie erfahren, daß die neue Regierung mit der Monarchie bricht? Die Liberalen sind zu manchem Kompromiß bereit und gezwungen. Dieser Erpressung aber wollen sie sich nicht beugen. In Begleitung eines Revolutionärs können und wollen sie sich dem Zaren nicht zeigen, wohl auch, weil sie fürchten, daß die Generäle ihnen die einmal zugesicherte Unterstützung wieder entziehen könnten. Und dennoch können Rodsjanko und Schidlowski ihre Mission nun nicht mehr erfüllen, weil der Arbeiter- und Soldatenrat von ihrer Abreise sofort erführe.<sup>18</sup>

Offenbar hat Kerenski an der Sitzung des Exekutivkomitees nicht teilgenommen, denn als er erfährt, was inzwischen geschehen ist, verliert er die Fassung. Außer sich vor Erregung, mit bleichem Gesicht, einer Ohnmacht nahe, stürmt er in das Büro Suchanows, wo sich die Mitglieder des Exekutivkomitees versammelt haben. «Was habt Ihr getan? Wie konntet Ihr nur? ... Ihr habt den Zug verweigert! ... Rodsjanko hätte fahren müssen, um Nikolai zu zwingen, die Abdankung zu unterzeichnen, und Ihr habt alles verdorben! Ihr habt der Monarchie, den Romanows in die Hände gespielt. Ihr werdet dafür verantwortlich sein.» Kerenski fürchtet, daß der Zar entkommen, die Revolution in der letzten Minute noch niedergeschlagen werden könnte. Er faßt sich an die Stirn, wartet einen Moment, um, wie stets, theatralisch in Ohnmacht zu fallen. Seine Adjutanten legen ihn auf ein Sofa, das in der Nähe steht. Die einstudierte, hysterische Pose verfehlt ihre Wirkung nicht, denn Kerenski setzt sich auch in diesem Fall gegen seine Genossen durch. Ein Bote wird in den rechten Flügel des Taurischen Palais' geschickt und Rodsjanko die Nachricht überbracht, daß er nun doch fahren dürfe. Sie kommt zu spät, weil der Zug des Zaren inzwischen auf dem Weg nach Pskow ist.<sup>19</sup>

Nun ist guter Rat teuer. Die Mitglieder des Provisorischen Komitees sitzen beieinander und beraten über die Auswege, die sich ihnen jetzt noch eröffnen. Man kann den Ereignissen nicht einfach ihren Lauf lassen, sind sie sich einig, und sie müssen den Zaren daran hindern, sich mit den Generälen gegen die Duma zu verbinden. Nun bringt sich Alexander Gutschkow ins Spiel, ein Haudegen, der sich weder vor Duellen noch vor Fronteinsätzen je gefürchtet hat. Gutschkow hat am Burenkrieg teilgenommen und armenischen Partisanen geholfen, sich gegen die osmanische Herrschaft zu erheben. Unter den konservativen Liberalen gilt er als mutig und unerschrocken, als Mann, der keiner Entscheidung aus dem Weg geht.<sup>20</sup> Und so tritt er auch jetzt auf. Man müsse entschlossen und rasch handeln, vollendete Tatsachen schaffen, alles tun, um die Monarchie zu retten, ohne daß der Arbeiter- und Soldatenrat davon erfahre, rät er den Mitgliedern des Dumakomitees. Er, Gutschkow, sei bereit, in geheimer Mission zum Zaren zu fahren und von ihm die Abdankungsurkunde entgegenzunehmen. «Wenn Sie einverstanden sind und mich bevollmächtigen, fahre ich. Aber ich möchte, daß jemand mit mir fährt.» Die Anwesenden schauen einander fragend an. Stille erfüllt den Raum, dann unterbricht Schulgin das Schweigen, wendet sich Gutschkow zu und sagt: «Ich fahre mit Ihnen.»<sup>21</sup> Wenige Minuten später schon sind sie auf dem Weg zum Warschauer Bahnhof, wo ein Zug für sie bereitgestellt werden soll, der sie nach Pskow bringen wird. Unterdessen faßt das Exekutivkomitee, dessen Mitglieder an ihrer Forderung, die Monarchie abzuschaffen, festhalten, den Entschluß, selbst eine Delegation nach Pskow zu entsenden und sie damit zu beauftragen, den Zaren zur Abdankung zu zwingen. Aber diese Entscheidung kommt zu spät. Gutschkow und Schulgin sind schon unterwegs, als Skobelew Rodsjanko vom Vorhaben des Exekutivkomitees unterrichtet. Eine solche Chuzpe haben die Sozialisten den Herren vom Dumakomitee nicht zugetraut.<sup>22</sup>

Von all dem erfahren Lomonossow und Nekrassow nichts, die auf dem Bahnsteig des Nikolai-Bahnhofs stehen und vergeblich auf Rodsjanko warten. Sie wissen nicht, daß der Arbeiter- und Soldatenrat sich gegen die Entsendung Rodsjankos ausgesprochen hat, und sie wissen auch

nicht, daß Gutschkow und Schulgin schon am Warschauer Bahnhof eingetroffen sind und auf den Zug warten, der sie nach Pskow bringen wird. Unverrichteter Dinge fährt Lomonossow ins Ministerium zurück, dessen Mitarbeiter ebenso ahnungslos sind wie er selbst. Bublikow glaubt immer noch, daß Rodsjanko fahren werde, und Rodsjanko läßt ihn in diesem Glauben, um die Mission Gutschkows und Schulgins nicht zu gefährden. Je weniger Menschen davon wissen, desto besser. Aber das Nichtwissen hat Konsequenzen für die Entscheidungen, die im Verkehrsministerium getroffen werden. Kaum ist Lomonossow in sein Büro zurückgekehrt, erfährt er, daß sich der Zug des Zaren auf dem Weg nach Staraja Russa befindet. Es wäre jetzt sinnlos gewesen, Rodsjanko nach Bologoje zu schicken, denn in diesem Fall hätte er dem Zug des Zaren folgen müssen. Und so ordnet Bublikow an, Nikolai in Dno festzusetzen, den Streckenabschnitt mit Güterzügen zu blockieren und Rodsjankos Zug vom Windawa-Bahnhof in Petrograd über Wyriza nach Dno, südwestlich von Nowgorod, zu lenken, wo der Zar ihn erwarten soll.

Der Zar und sein Gefolge sind ebenso ahnungslos wie Bublikow und Lomonossow. Weder wissen sie, welche Vorkehrungen der Verkehrsminister getroffen hat, um sie an der Fortsetzung ihrer Reise zu hindern, noch erfahren sie von der Mission Gutschkows und Schulgins und von ihrem Vorhaben, den Zaren zur Abdankung zu zwingen. Als der Zug den Bahnhof von Staraja Russa passiert, ist alles wie eh und je. Bauern und zahlreiche Mönche stehen auf dem Bahnsteig und verneigen sich ehrfürchtig, als die Waggonen mit dem Wappen des Herrschers langsam an ihnen vorbeiziehen, obgleich auch dort schon die Nachricht vom Umsturz eingetroffen sein muß. Noch am Abend erreicht der kaiserliche Zug den Eisenbahnknotenpunkt Dno, einen trostlosen und verlassen Ort, der aussieht, als seien aus ihm alle Menschen vertrieben worden. Dort bleibt er eine Weile stehen. Wojekow telegraphiert nach Petrograd: «Der kaiserliche Herrscher geht auf dem Bahnsteig spazieren und erwartet die Ankunft des Vorsitzenden der Duma.» Wojekow ist gut gelaunt, er glaubt, daß Rodsjanko nach Dno kommen und sich mit dem Zaren verständigen werde. Alles, denkt er, wird wie-

der wie früher sein. Jetzt erst erfahren Bublikow und seine Mitarbeiter, daß Nikolai Dno bereits erreicht hat und daß die Eisenbahngendarmarie alle Angestellten der Station verhaften läßt, die im Ruf stehen, gemeinsame Sache mit den Aufrührern zu machen.<sup>23</sup>

Bublikow fürchtet, daß die Revolutionsregierung im letzten Moment die Kontrolle über das Geschehen verlieren könnte. Er hat keinen Begriff von der Ahnungslosigkeit des Zaren und glaubt, daß die neuen Machthaber nicht wissen, was sie tun sollen. Sofort läßt sich Bublikow mit der Duma verbinden, und er erfährt, daß sich die Pläne Rodsjankos geändert haben. Er solle, weist man ihn nun an, dem Zaren mitteilen, daß außergewöhnliche Umstände Rodsjanko daran hindern, nach Dno zu kommen. Auch solle man die Strecke freigeben und ihn nach Pskow fahren lassen. Dann weist Rodsjanko Bublikow noch an, einen Sonderzug bereitzustellen, weil zwei Abgeordnete der Duma nach Pskow führen, um mit dem Zaren zu sprechen. Inzwischen hat sich auch im Ministerium herumgesprochen, daß die Abdankung beschlossene Sache ist. Es ist Rodsjanko gelungen, auch General Russki davon zu überzeugen, daß es keinen anderen Ausweg mehr gibt. Die konstitutionelle Monarchie läßt sich nur bewahren, wenn Nikolai geht, den Thron seinem Sohn, die Regierung dem Dumakomitee überläßt. Russki habe ihm, Rodsjanko, versichert, erfährt Bublikow nun, daß er seine «Pflicht vor der Heimat» erfüllen werde und noch hinzugefügt: «Die Armee ist mit Ihnen.»<sup>24</sup>

Zur gleichen Zeit versendet Alexejew ein Telegramm an alle Frontkommandeure, in dem er ihnen mitteilt, daß der Aufstand nun auch die Garnisonen von Moskau und Kronstadt erfaßt habe, die Lage außer Kontrolle geraten sei und es nur noch einen Ausweg aus der Krise geben könne: Der Zar müsse unverzüglich einen Regierungschef berufen, der das Vertrauen der Bevölkerung genieße. Um 17:40 spricht General Wladislaw Klembowski, der Stellvertreter Alexejews, am Telefon mit Wassili Boldyrew, dem Stabschef der Nordfront. Klembowski bittet ihn, Russki mit allen wichtigen Informationen zu versorgen, bevor der Zug des Zaren in Pskow eingetroffen sei. Er, Russki, müsse den Herrscher schonungslos und unmißverständlich mit der Wirklichkeit konfrontieren und ihn zwingen, dem Rat Rodsjankos zu folgen. Die

Generalität rückt nicht nur vom Zaren ab, sie verbündet sich nun auch mit dem Dumakomitee, in der Hoffnung, auf diese Weise die verloren gegangene Ordnung wiederzugewinnen. In Mogiljow weiß zu diesem Zeitpunkt allerdings noch niemand, daß in Petrograd schon über die Abdankung des Zaren verhandelt wird.<sup>25</sup>

Nun gibt es für den Parlamentspräsidenten keinen Grund mehr, mit dem Zaren zu sprechen. Die Gefahr ist gebannt, nachdem Russki der neuen Ordnung Treue geschworen hat. Bublikow gibt die Fahrt für den kaiserlichen Zug frei, und Wojekow, der vollkommen ahnungslos ist, antwortet, daß der Herrscher auf dem Weg nach Pskow sei und Rodsjanko dort erwarte. Ein solches Telegramm schickt er auch an Russki. Der General ist irritiert, er versteht nicht, warum der Herrscher nicht in Mogiljow geblieben oder dorthin zurückgekehrt ist, um sich mit dem Generalstab und loyalen Fronteinheiten zu verbinden, und was er in Pskow überhaupt begehrt. Hat er den Verstand verloren? Nachdem er mit Rodsjanko gesprochen hat, gibt es für ihn keinen Zweifel mehr, daß die Befehle des Dumakomitees befolgt, der Zar isoliert werden müsse, ganz gleich, welchen Grund es für seine Reise nach Pskow auch immer geben mag. Rußlands Integrität steht auf dem Spiel, die politische Ordnung droht zu zerfallen, inmitten eines erbarmungslosen Krieges, und deshalb, denkt Russki, dürfen die Staatsgeschäfte nicht in den Händen des glücklosen Zaren bleiben. Er bezieht einen Eisenbahnwagon, der in der Nähe des Bahnhofs steht und wartet mit seinen Stabsoffizieren auf den kaiserlichen Zug, der am Abend eintreffen soll.<sup>26</sup>

Um 17 Uhr verläßt der Zug des Zaren Dno. Langsam gleitet er durch den sternenklaren Abend. Er braucht etwas länger als sonst für die achtzig Kilometer lange Strecke von Dno nach Pskow, weil der vorausliegende Streckenabschnitt nicht durch Soldaten abgesichert ist, wie sonst, und der Lokomotivführer deshalb die Geschwindigkeit des Zuges drosseln muß. Im Führerhaus der Lokomotive sitzen zwei bewaffnete Kosaken, die den Schienenweg, der vor ihnen liegt, im Blick behalten sollen, um Anschläge auf den Zug frühzeitig zu erkennen und abzuwehren. Wojekow glaubt, daß sich alles zum Guten wenden

werde, wenn sie erst einmal Pskow erreicht haben und sich unter den Schutz General Russkis begeben können.<sup>27</sup> Sonst aber herrscht Grabesstille im Zug, weil niemand über die Ereignisse spricht, der Zar es vorzieht, zu schweigen. Worüber hätten sie auch sprechen können? Alle empfinden die Irrfahrt als ein demütigendes Erlebnis. Der Herrscher wird von Parlamentsabgeordneten, die er stets verachtet hat, wie ein Spielball hin und her geschoben. Darüber mag niemand ein Wort verlieren. Ein beklemmendes Gefühl der Ungewißheit übermannt die Höflinge, wengleich sie immer noch hoffen, spätestens in Pskow aus diesem Alptraum wieder aufzuwachen.<sup>28</sup> Vor allen anderen begreift Dubenski, daß das Ende der alten Ordnung unmittelbar bevorsteht. In seinem Tagebuch notiert er: «Alle wissen, daß dieser nächtliche Umschwung in Wischera eine historische Nacht in den Tagen unserer Revolution ist. Der Herrscher ist, wie immer, ruhig und spricht wenig über die Ereignisse. Für mich ist es völlig klar, daß die Frage nach der Verfassung entschieden ist, sie wird wirklich eingeführt. Der Zar denkt auch nicht daran, zu streiten und dagegen zu protestieren.»<sup>29</sup>

Am Abend des 1. März, gegen 19 Uhr, trifft der Zug des Zaren in Pskow ein, einer Kleinstadt, die knapp 40 000 Einwohner zählt, und wo in diesen Tagen von den Wirren des Krieges und der Revolution nichts zu spüren ist. Der Bahnhof wird vom Militär gesichert und von Soldaten umstellt. Langsam rollt der Zug in Pskow ein, verhalten schnauft die Lokomotive, bis sie endlich zum Stehen kommt. Im Abenddunkel sind die Umriss der eleganten Salonwaggons zu erkennen. Ihre Wagenfenster sind mit Gardinen verhängt, nur durch die schmalen Spalten der Vorhänge fallen einzelne Lichtstreifen, die über den Asphalt des Bahnsteigs huschen und die Fassaden der umstehenden Häuser für einen Augenblick erleuchten. Danilow steht am Bahnsteig, als der Zug langsam in den Bahnhof einrollt, und es befällt ihn ein seltsamer Gedanke. Es ist, als bringe man einen Schwerkranken, der nicht mehr lange am Leben sein wird.<sup>30</sup> Die Waggontüren werden aufgestoßen, zwei Kosaken der Leibgarde schieben eine Treppe hinaus und bitten den Gouverneur hinein, der sich vor dem Zaren verbeugt und ihm mitteilt, daß in Pskow noch Frieden herrsche, obgleich schon bekannt sei, was sich in der Hauptstadt zugetragen habe. Nikolai hört sich den Be-

richt des Gouverneurs an, macht aber keine Anstalten, seinen Waggon zu verlassen, weil nicht einmal eine Ehrenformation des Militärs auf dem Bahnsteig angetreten ist, um ihn zu begrüßen. Ein Affront, zweifellos, der Nikolai und seinem Gefolge sogleich vor Augen führt, daß die glanzvollen Tage der Monarchie gezählt sind. Ein böses Omen, in dieser Deutung sind sich alle einig.<sup>31</sup>

General Russki verspätet sich. Bevor er mit dem Zaren spricht, betritt er den Zug des Gefolges. Danilow, sein Stabschef, begleitet ihn. Russki ist sehr ernst, verzichtet auf alle höflichen Floskeln, setzt sich in einer Ecke auf ein Sofa, und verächtlich schweift sein Blick über die Höflinge, die in einer Reihe vor ihm stehen. Nikolais Entourage ist aus dem seelischen Gleichgewicht geraten, selbst der zynische Wojekow ist aufgewühlt und erregt. Fredericks beschwört den General, ihnen zu helfen. Er, Russki, sei die letzte Hoffnung, die ihnen noch bleibe. Der Zar sei bereit, eine Regierung des gesellschaftlichen Vertrauens zu berufen, jammert er, und dennoch verweigere man ihm die Reise nach Zarskoje Selo. Nur er, Russki, könne dem Geschehen jetzt noch eine positive Wendung geben. Der General aber erwidert kühl: «Dafür ist es jetzt zu spät. Ich habe viele Male gesagt, daß es notwendig ist, der Staatsduma entgegenzukommen und jene Reformen zu gewähren, die das Land verlangt. Auf mich hat man nicht gehört. Die Stimme des Skopzen (Bezeichnung einer religiösen Sekte, J. B.) Rasputin hatte eine größere Bedeutung. Er hat Rußland beherrscht. Dann tauchte Protopopow auf und es formierte sich die nichtsnutzige Regierung des Fürsten Golizyn.» Zu Wojekow gewandt fügt er in verächtlichem Ton noch hinzu: «Was habt Ihr nur angerichtet, Eure ganze Rasputin-Clique, wohin haben Sie Rußland jetzt gebracht?» Als Fredericks entgegnet, daß er, der Hofminister, niemals ein Freund des Wunderheilers gewesen sei, weist ihn Russki barsch zurecht: «Von Ihnen, Graf, spricht niemand. Sie halten sich zurück.» Aber man müsse doch etwas tun, wendet Fredericks noch ein. «Sie sehen doch, daß wir am Abgrund stehen.» Russki aber läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er lächelt ironisch und gibt dem Hofstaat einen Rat: «Jetzt kommt es darauf an, sich der Gnade des Siegers zu ergeben.»<sup>32</sup>

Wojekow aber will sich von Russki nicht maßregeln lassen. Wie

könne es der General, der einen Eid auf den Zaren geschworen hat, überhaupt wagen, denkt er, mit dem Herrscher auf diese Weise zu verfahren? Man solle sofort eine Telephonverbindung nach Petrograd herstellen, verlangt er, er selbst wolle mit Rodsjanko sprechen und um Aufklärung bitten. Davon will Russki nichts hören. «Er geht nicht an den Apparat, wenn er erfährt, daß Sie sich mit ihm unterhalten wollen. Ich werde selbst mit ihm sprechen.» Dann verläßt der General den Waggon. Wojekow, der Hofminister und die Adjutanten sind erschüttert, können nicht glauben, daß ein General es wagt, in diesem Ton mit ihnen zu sprechen. Ihre letzte Hoffnung ist soeben begraben worden, und sie begreifen langsam, daß sich die Generäle mit der Duma verbündet und gegen den Zaren verschworen haben. Über diese Demütigung kommen sie nicht hinweg. Nilow sitzt auf dem Bett in seinem Abteil, weint bitterlich und sagt zu Dubenski, daß man Russki, den «Verräter», verhaften und töten müsse. Daran ist aber gar nicht mehr zu denken. Die Würfel sind gefallen, sie alle in der Hand des Generals, der allein darüber entscheidet, was sie erfahren und was nicht.<sup>33</sup>

Wenig später begeben sich Russki und Danilow in den Salonwagen, um mit dem Zaren zu sprechen, der, wie gewohnt, einen ruhigen und beherrschten Eindruck macht. Niemals läßt er sich anmerken, was er fühlt und denkt. Er empfängt die Generäle in einer grauen Tscherkesenuniform und bittet sie, in den Sesseln des Salons Platz zu nehmen. Er sei auf dem Weg von meuternden Truppen aufgehalten worden, die ihm den Weg versperrt hätten, eröffnet er das Gespräch, und er glaubt, daß Russki gar nicht wisse, was ihm widerfahren ist. Deshalb sei er in Malaja Wischera umgekehrt und nach Pskow gefahren. Bald schon wolle er einen weiteren Versuch unternehmen und über Luga und Gatschina nach Zarskoje Selo fahren, auf jener Route, die auch Iwanow für seine Befriedungsmission gewählt habe. Auch erwarte er den Präsidenten der Duma, Rodsjanko, in Pskow, der ihm über die Ereignisse in der Hauptstadt Bericht erstatten wolle. Russki und Danilow hören sich mit versteinertem Miene an, was ihnen der Zar zu sagen hat, und geben ihm sofort eine unmißverständliche Antwort. Es habe überhaupt keinen Sinn, so Russki, von Pskow aus nach Zarskoje Selo zu fahren, weil auch diese Bahnstrecke von Aufständischen blockiert werde. Er könne

Pskow nicht verlassen. Was hätte Nikolai tun können? Er hat keine andere Wahl, als sich Russki zu beugen. Nikolai bittet die Generäle noch, mit ihm zu Abend zu essen. Schweigend sitzen sie beieinander, niemand mag über die Situation sprechen, die nun eingetreten ist und wie ein Stein auf ihnen lastet. Selbst für ein unverfängliches Gespräch fehlen ihnen die Worte. Der Zar ist nicht bei sich, in Gedanken versunken. Und so verspüren alle eine große Erleichterung, als er die Tafel aufhebt und jeder zu seinen Angelegenheiten zurückkehrt.<sup>34</sup> Nikolai begreift nun, daß er in der Falle sitzt. Am Abend schreibt er in sein Tagebuch, daß er mit Russki und Danilow zu Abend gegessen habe. Zum ersten Mal in seinem selbstbeherrschten Leben verliert er die Fassung. «Schande und Schmach! Es gelang nicht, nach Zarskoje Selo zu fahren. Und die Gedanken und Gefühle sind die ganze Zeit dort. Wie muß die arme Alix all diese Ereignisse alleine durchleben. Hilf uns, Herr!»<sup>35</sup>

Einen Ausweg hätte es womöglich noch gegeben, wenn Nikolai sich gegenüber Russki durchgesetzt und sofort nach Mogiljow zurückgefahren wäre. Von dort aus hätte er die Anweisung erteilen können, kampferprobte Truppen von der Front in die Hauptstadt zu entsenden. Für die Mobilisierung und Verschiebung der Einheiten aber hätte man zehn bis zwölf Tage benötigt, die Front wäre entblößt worden, und unterdessen hätten sich die Unruhen weiter ausgebreitet. Auf ein solches Szenario will sich Alexejew nicht einlassen, der fürchtet, Rußland könne den Krieg verlieren, in inneren Wirren zugrundegehen und zerfallen. Für ihn ist es unvermeidlich, die Revolution mit friedlichen Mitteln zu beenden, wenn der Kampf gegen den äußeren Feind nicht eingestellt werden soll. Alexejew hält Rodsjanko für einen Ehrenmann, er glaubt ihm aufs Wort, daß die Regierung die Unruhen unter ihre Kontrolle bringen werde, und so verwandelt er sich gegen seinen Willen zum Steigbügelhalter der Revolution. Der Zar selbst ist in diesen Stunden nur noch eine willenlose Marionette, die an Fäden hängt, die von Russki und Alexejew gezogen werden.<sup>36</sup>

Am späten Abend, um 22:20 schickt Alexejew, der inzwischen erfahren hat, daß auch in der Marinebasis Kronstadt vor den Toren der Hauptstadt Unruhen ausgebrochen sind, ein Telegramm an den Zaren und fordert ihn auf, eine dem Parlament verantwortliche Regierung

unter Führung Rodsjankos zu berufen, bevor es zu spät ist. Man dürfe dem äußeren Feind nicht in die Hände spielen und die innere Einheit nicht in Gefahr bringen. Angesichts der «minütlich wachsenden Gefahr, daß sich die Anarchie im ganzen Land verbreitet», schreibt Alexejew, sei es unausweichlich, dem Rat des Parlamentspräsidenten zu folgen und eine gegenüber dem Parlament verantwortliche Regierung einzusetzen. «Jede Stunde, die vergeht, verringert die Chance für die Bewahrung die Aufrechterhaltung der Ordnung und fördert die Macht ergreifung der radikalen linken Elemente.» Alle «wahren Söhne Rußlands» müßten sich um den Thron scharen, um das drohende Unheil noch abzuwenden. Ohne ein solches Zugeständnis an die Duma werde die extreme Linke sich die Macht sichern. Wer könne das schon wollen? Nun kommt es darauf an, auch die übrigen Generäle auf den neuen Kurs einzuschwören. Wladislaw Klembowski, Alexejews Stellvertreter, versendet ein Telegramm an alle Frontkommandeure und teilt ihnen mit, was der Generalstabschef vom Zaren verlangt. Russki und seine Stabsoffiziere sind sich einig, daß sofort gehandelt werden, der Zar gezwungen werde müsse, Zugeständnisse zu machen. Um 23 Uhr begibt sich Russki noch einmal in den Salonwagen und überreicht dem Zaren das Telegramm Klembowskis. Nikolai und Russki sprechen eine Stunde miteinander, und am Ende gelingt es dem General, den Zaren davon zu überzeugen, dem Rat Alexejews zu folgen. Diese Frage, fügt er hinzu, habe er auch schon mit dem Parlamentspräsidenten am Telephon besprochen.<sup>37</sup>

Sofort setzt der Zar einen Text auf, den er an Rodsjanko verschicken will. «Um der Rettung des Vaterlandes und des Wohles des Volkes willen schlage ich Ihnen vor», schreibt er, «ein neues Ministerium unter Ihrer Führung einzurichten, aber die Minister des Äußeren, des Krieges und der Marine werden von mir ernannt.» Er übergibt Wojekow den Ukas und weist ihn an, Russki den Text zu zeigen. Russki reißt Wojekow das Papier aus der Hand und weist ihn barsch zurecht: An diesem Ort werde nur er selbst und sonst niemand Telegramme verschicken. Ob der Zar nicht verstanden habe, was von ihm verlangt werde, herrscht er Wojekow an. Rodsjanko habe von einer Regierung gesprochen, die dem Parlament gegenüber verantwortlich sei. Der Zar aber habe nichts

weiter versprochen, als ein neues Kabinett zu berufen und mitgeteilt, daß er die Minister des Krieges und des Äußeren weiterhin selbst ernennen werde. Unter gar keinen Umständen werde er ein solches Telegramm verschicken. Als Wojekow unverrichteter Dinge zurückkommt, seufzt Nikolai: «Nun, dann möge er es selbst verschicken.» Der Zar zieht sich in den Salon zurück und fügt die gewünschten Veränderungen in den Text ein. Russki wartet unterdessen in einem Waggon des Gefolges. Es dauert eine Weile, bis Wojekow den veränderten Text überbringt, der sofort an Alexejew und Rodsjanko weitergeleitet wird.

Nun ist auch die Strafexpedition obsolet geworden, die ihren Sinn in dem Augenblick verliert, in dem sich die Generäle mit der Duma verbünden, in der Hoffnung, sie werde den Unruhen ein friedliches Ende bereiten. Denn auf dieser einen Prämisse ruht die Übereinkunft, die Alexejew und Russki mit den Liberalen getroffen haben. Und so fordert Russki den Zaren auf, Iwanow anzuweisen, seine Mission zu beenden und allen Militäreinheiten, die bereits auf dem Weg nach Petrograd sind, den Befehl zu erteilen, sofort umzukehren. Nikolai kann keine Bedingungen mehr stellen. Daran gibt es für niemanden mehr einen Zweifel. Er führt sofort aus, was der General von ihm verlangt, denn er begreift, daß er nichts mehr zu sagen hat. Was immer er auch angeordnet hätte, keiner seiner Befehle hätte Pskow ohne Zustimmung Russkis verlassen. Gegen seinen Willen ist Russki zur eigentlichen Schaltstelle der Macht geworden, und er nutzt seine Möglichkeiten.<sup>38</sup>

Die Mitternachtsstunde ist angebrochen. Nikolai sitzt gedankenverloren im Salonwagen und wartet auf die Rückkehr Russkis, der aber nicht wiederkommt. Er spricht mit Fredericks, Wojekow und Fjodorow, dem Leibarzt, zum ersten Mal offen über die Situation in der Hauptstadt. Er sorgt sich um seine Familie, die in Zarskoje Selo festgehalten wird. Die Ungewißheit bringt ihn um den Schlaf, und in der Nacht vom 1. auf den 2. März macht er kein Auge zu. Es ist der denkwürdigste Moment, den Nikolai je mit sich allein verbracht hat. Lange kniet er vor seinem Bett, betet und küßt das Portrait des Thronfolgers. In der Einsamkeit gibt sich Nikolai seinen Gefühlen hin. Der Kammerdiener bemerkt, wie Tränen über das Gesicht des Zaren laufen, und auch der Diener selbst weint, als er sieht, wie sehr es den Herrscher

schmerzt, allein und dem Geschehen hilflos ausgeliefert zu sein. Niemand schläft in dieser Nacht. Auch Dubenski und Fjodorow halten es nicht lange mit sich allein aus. Sie besteigen eine Kutsche und lassen sich in die Altstadt fahren, die von sternenklaarem Himmel erleuchtet wird. Sie besuchen die Kathedrale und das historische Museum, das in einem Gebäude aus dem 17. Jahrhundert untergebracht ist. Nach zwei Stunden kehren sie zurück. «In unserem Waggon schlief noch niemand», schreibt Dubenski später in seinen Erinnerungen, «und wir sprachen über die bitteren Minuten unserer Tage.»<sup>39</sup>



*Nikolai II. am Fenster seines Zuges, wahrscheinlich Pskow, März 1917*

